Der
ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Uebersetzt

von

Dr. A. Diezmann.

Funfzehntes Bändchen.

Leipzig, 1845.
Druck und Verlag von Otto Wigand.

Der
ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Uebersetzt

von

Dr. A. Diezmann.

Funfzehntes Bändchen.

Leipzig, 1845.
Druck und Verlag von Otto Wigand.

Dreizehntes Kapitel.

Der Hindu in Paris.

Fräulein von Cardoville hatte das Haus des Doctors Baleinier seit drei Tagen verlassen.

Der nachstehende Auftritt erfolgte in einem kleinen Hause der Rue Blanche, wohin Dschalma im Namen seines unbekannten Gönners gebracht worden war.

Man denke sich ein schönes rundes Zimmer, das mit indischem Stoffe von perlengrauem Grunde mit purpurrothen Mustern und kleinen Goldfäden ausgeschlagen ist, und dessen Decke nach der Mitte zu unter gleichen Draperien verschwindet, die durch eine dicke seidene Schnur zusammengehalten werden. An jedem der beiden Enden dieser Schnur, die in ungleicher Länge herabfielen, hing statt der Troddel eine kleine indische Lampe von Goldfiligran in bewundernswürdiger Arbeit.

Diese Lampen dienten in Folge einer jener in den uncivilisirten Ländern so häufigen sinnreichen Einrichtungen auch

als Räuchergefäße. Kleine blaue Glasplättchen, die an jeder leeren Stelle der Arabesken eingefügt waren und durch das Licht in der Mitte beschienen wurden, glänzten in so klarem Azur, daß durchsichtige Saphire diese goldenen Lampen zu umkränzen schienen. Ununterbrochen stiegen leichte Wölkchen eines weißlichen Rauches von den beiden Lampen empor und verbreiteten in dem Gemache einen lieblichen Wohlgeruch.

Das Licht (es war ungefähr um zwei Uhr Nachmittags) drang in dieses Zimmer nur durch ein kleines Treibhaus, das man durch ein Spiegelglas sah, welches eine Glasthüre bildete und in einem Falze im Fußboden hin in die Wand zurückgeschoben werden konnte. Ein chinesischer Schirm konnte vor diesem Glase herabgelassen werden und so dasselbe verbergen oder ersetzen.

Einige Zwergpalmen, Paradiesfeigen und andere indische Gewächse mit dicken metallischgrünen Blättern, die bosketartig in dem Treibhause aufgestellt waren, bildeten die Perspective und gleichsam den Hintergrund zweier dichten Massen exotischer Blumen, die durch einen schmalen, mit japanischem gelben und weißen Porzelan belegten Weg getrennt waren, welcher zu der Glasthüre führte.

Das Licht, welches durch das Blättergeflecht schon gemildert war, durch das es durchdringen mußte, erhielt eine eigenthümliche milde Färbung durch die Vermischung mit

dem bläulichen Scheine der Räucherlampen und dem rothen Glanze des Feuers in dem hohen Kamine von orientalischem Porphyr.

In diesem ziemlich dunkeln, von lieblichen Wohlgerüchen und dem aromatischen Dufte des persischen Tabaks erfüllten Zimmer kniete ein Mann mit hängendem braunem Haar, in einem langen dunkelgrünen Gewande, das durch einen bunten Gürtel um die Hüften zusammengehalten wurde, auf einem kostbaren türkischen Teppiche und legte sorgsam Feuer in den goldenen Kopf eines Hukah. Der biegsame lange Schlauch dieser Tabakspfeife endete, nachdem er sich wie eine rothe silbergeschuppte Schlange auf dem Teppiche umher geringelt hatte, zwischen den runden dünnen Fingern Dschalmas, der nachlässig auf dem Divan ruhete.

Der junge Prinz hatte den Kopf nicht bedeckt; sein in der Mitte der Stirn gescheiteltes rabenschwarzes, ins Bläuliche schillerndes Haar floß in reichen Wellen um sein Gesicht und seinen Hals von antiker Schönheit und warmer durchscheinender Bernstein- oder Topazfarbe. Er hatte den Elnbogen auf ein Kissen und sein Kinn in die hohle rechte Hand gestützt; der weite Aermel seines Gewandes, der fast bis zum Elnbogen zurückfiel, ließ auf seinem Arme, der voll und rund war wie der eines Weibes, die geheimnißvollen Zeichen sehen, die ihm der Würger darauf tättowirt hatte.

Der Sohn Radscha-Sings hielt die Bernsteinspitze seiner Pfeife mit der linken Hand. Sein Gewand von prächtigem weißen Caschemir, dessen tausendfarbige Palmenbordure bis zu den Knien heraufreichte, wurde um die schlanke geschmeidige Taille durch die breiten Falten eines orange Shawls zusammengehalten. Die zierliche und reingeformte Rundung eines Beines dieses asiatischen Antinous, die durch den Faltenwurf des Gewandes nur halb bedeckt wurde, zeigte sich unter einer Art sehr enger Gamasche von carmoisinrothem, mit Silber gesticktem Sammet, welche auf der Fußbiege in einem kleinen Schuh von weißem Maroquin mit rothem Absatz verschwand.

Das zugleich sanfte und doch männliche Gesicht Dschalmas drückte jene melancholische und beschauliche Ruhe der Hindus und Araber, jener bevorzugten Glücklichen aus, welche durch eine seltene Verbindung das beschauliche Nichtsthun des Träumers mit der feurigen Thatkraft eines thätigen Mannes verbinden, bald zart, reizbar und für alle Eindrücke empfänglich sind, wie Frauen, bald wieder entschlossen, ungestüm und blutdürstig wie Banditen.

Dieses Halbweibliche, das von dem Geiste der Araber und Hindus gilt, so lange sie nicht durch den Schlachtendrang und den Blutdurst fortgerissen werden, haben sie auch einigermaßen an ihrem Körper, denn sie besitzen wie die Frauen von reiner Race kleine Hände und Füße, zierliche

Gelenke und eben so feine als geschmeidige Formen, wenn auch unter dieser zarten, oft reizenden Hülle stets wahrhaft stählerne Muskeln von ganz männlicher Spannkraft liegen.

Die langen Augen Dschalmas, die schwarzen Diamanten in einer Fassung von bläulicher Perlmutter glichen, wendeten sich abwechselnd von den exotischen Blumen zu der Zimmerdecke . . Von Zeit zu Zeit führte er die Bernsteinspitze seiner Pfeife an den Mund, dann öffnete er nach einem langen Zuge die rothen Lippen halb, die von dem blendendweißen Schmelz seiner Zähne abstachen, und blies ein Wölkchen Rauch von sich, der in dem Rosenwasser, durch das er gegangen war, einen aromatischen Geruch erhalten hatte.

„Soll ich nochmals Tabak in die Pfeife thun?" fragte der kniende Mann, indem er sich gegen Dschalma wendete und die unheimlichen, scharfgezeichneten Züge Faringheas, des Würgers, zeigte.

Der junge Fürst antwortete nicht, entweder weil er es in seiner orientalischen Geringschätzung für gewisse Classen verschmähete, eine Antwort zu geben, oder weil er in seine Gedanken versunken war und die Frage nicht gehört hatte.

Der Würger schwieg, kauerte sich auf dem Teppich nieder und schlug die Beine über einander; die Elnbogen auf seine Knie, das Kinn auf die Hände gestützt und die Augen unverwandt auf Dschalma gerichtet, wartete er auf

die Antwort oder die Befehle des jungen Prinzen, dessen Vater man den „Vater des Edeln" genannt hatte.

Warum hatte Faringhea, dieser blutdürstige Verehrer Bohwanies, der Göttin des Mordes, ein so niedriges Amt angenommen oder gesucht?

Warum hatte dieser Mann mit ungewöhnlichem Geiste, dessen leidenschaftliche Beredtsamkeit und wilde Willenskraft dem „guten Werke" so viele Anhänger gewonnen, sich in eine so untergeordnete Stellung gefügt?

Warum schonte dieser Mann, der das blinde Vertrauen des jungen Prinzen zu ihm benutzen und Bohwanie ein so schönes Opfer bieten konnte, das Leben des Sohnes Kadscha-Sings?

Warum endlich setzte er sich dem häufigen Zusammentreffen Rodins aus, dem sein früheres schreckliches Leben bekannt war?

Der Verlauf dieser Erzählung wird diese Fragen beantworten. Jetzt läßt sich nur so viel sagen, daß der Würger nach einer langen Unterredung mit Rodin diesen mit niedergeschlagenen Blicken und in verschämter Haltung verlassen hatte.

Nachdem Dschalma so eine Zeitlang geschwiegen und dem bläulichen Rauche nachgesehen hatte, den er in die Luft blies, sagte er zu Faringhea, ohne aber die Augen auf ihn

zu wenden, in jener zugleich bilderreichen und doch klaren und deutlichen Sprache der Orientalen:

„Die Zeit vergeht; .. der Greis mit dem guten Herzen kommt nicht; .. aber er wird kommen .. Sein Wort ist sein Wort.“

„Sein Wort ist sein Wort, gnädiger Herr,“ wiederholte Faringhea in bestätigendem Tone; „als er vor drei Tagen in jenem Hause war, wohin jener Elende in böser Absicht Sie halb schlafend gebracht, wie sie mich selbst eingeschläfert hatten, mich Ihren treuen und wachsamen Diener, sagte er ..: „der unbekannte Freund, der Sie von dem Schlosse Cardoville abholen ließ, sendet mich zu Ihnen, Prinz; vertrauen Sie mir und folgen Sie mir; eine Ihrer würdige Wohnung erwartet Sie.“ Dann sagte er ferner: „verlassen Sie das Haus nicht, bis ich wieder komme; Ihr Interesse erfordert es; nach drei Tagen werden Sie mich wieder sehen und dann werden Sie Ihre Freiheit erhalten.“ Sie willigten ein und haben seit drei Tagen dieses Haus nicht verlassen.“

„Und ich warte mit Ungeduld auf den alten Mann,“ sagte Dschalma, „denn die Einsamkeit wird mir unerträglich. Es muß in Paris so viel zu bewundern geben, und besonders ..“

Dschalma vollendete nicht und versank von neuem in sein träumerisches Sinnen.

Nach einer Pause sagte der Sohn Kadscha-Sings plötzlich in dem Tone eines ungeduldigen und unbeschäftigten Sultans zu Faringhea:

„Sprich mit mir!"

„Worüber soll ich sprechen?"

„Ueber was Du willst," antwortete Dschalma mit Gleichgültigkeit, indem er seine halb zugesunkenen Augen nach der Zimmerdecke wendete; „es verfolgt mich ein Gedanke, den ich los sein will .. Sprich mit mir."

Faringhea warf einen forschenden Blick auf die Züge des jungen Hindu und sah, daß das Gesicht desselben leicht geröthet war.

„Ich errathe Ihre Gedanken," sagte der Mestize.

Dschalma schüttelte das Haupt, ohne den Würger anzusehen, der fortfuhr:

„Sie denken an die Frauen von Paris .."

„Schweig, Sclave!" gebot Dschalma, und er drehete sich rasch auf dem Sopha um, als wenn man eine schmerzliche Wunde an ihm berührt hätte.

Faringhea schwieg.

Nach einigen Augenblicken begann Dschalma wiederum mit Ungeduld, indem er den Schlauch der Pfeife von sich warf und seine Augen mit den Händen bedeckte:

„Deine Worte sind mir noch besser, als diese Stille.

Verflucht mögen meine Gedanken, verflucht soll mein Geist sein, der mir diese Gestalten vorhält!“

„Warum vor diesen Gedanken entfliehen? Sie sind neunzehn Jahre alt; Ihre Jugend ist ganz im Kriege oder im Gefängnisse vergangen, und Sie sind bis auf den heutigen Tag so keusch geblieben wie Gabriel, jener junge Christenpriester, unser Reisegefährte.“

Obgleich Faringhea von seiner ehrerbietigen Demuth vor dem Prinzen nicht abgewichen war, so merkte dieser doch einen leichten Spott in dem Tone des Mestizen, als er das Wort „keusch“ aussprach, und er sagte deshalb stolz und streng zu ihm:

„Ich will bei diesen civilisirten Menschen nicht für einen Barbaren gelten, wie sie uns nennen, und ich rühme mich also keusch zu sein.“

„Ich verstehe Sie nicht, gnädiger Prinz.“

„Ich liebe vielleicht ein Weib, das rein ist, wie es meine Mutter war, als mein Vater sich mit ihr verband, und um hier die Reinheit eines Weibes verlangen zu dürfen, muß man selbst keusch sein wie sie.“

Faringhea konnte bei dieser Seltsamkeit ein höhnisches Lächeln nicht unterdrücken.

„Warum lachst Du, Sclave?“ fragte der junge Prinz gebieterisch.

„Bei den Civilisirten, wie Sie sich ausdrücken,

würde der Mann, der in der Blüthe unbefleckter Unschuld heirathete, verlacht und verspottet werden.''

,,Du lügst, Sclave; er wäre des Spottes nur dann werth, wenn er sich mit einem Mädchen verbände, das nicht rein wäre wie er.''

,,Dann würde er vor Scham sterben müssen, denn man würde ihn doppelt verspotten.''

,,Du lügst, Du lügst .. oder, wenn Du die Wahrheit sagst, wer hat Dich davon unterrichtet?''

,,Ich habe Pariser Frauen auf Isle de France und in Pondichery gesehen, dann erfuhr ich auch auf der Ueberfahrt viel, denn ich plauderte mit einem jungen Officier, während Sie mit dem jungen Priester sprachen.''

,,So verlangen also die Civilisirten wie die Sultane unseres Harems von den Frauen eine Unschuld, die sie selbst nicht mehr besitzen?''

,,Sie verlangen dieselbe um so mehr, je weniger sie selbst davon haben, gnädiger Prinz.''

,,Wer verlangt, was er nicht selbst giebt, handelt wie ein Herr gegen einen Sclaven, und hier also mit welchem Rechte?''

,,Nach dem Rechte, das sich der nimmt, welcher das Recht macht .. Es ist gerade wie bei uns.''

,,Und was thun die Frauen?''

„Sie sorgen dafür, daß ihre Verlobten, wenn sie heirathen, vor der Welt nicht gar zu lächerlich werden.“

„Und man tödtet hier eine Frau, die untreu ist?“ fragte Dschalma, indem er sich rasch aufrichtete und die Augen, in denen ein unheimliches Feuer brannte, auf Faringhea richtete.

„Man tödtet sie, wie bei uns; die Frau, die ergriffen wird, ist verloren.“

„Warum sperren dann die Civilisirten, da sie Despoten sind wie wir, ihre Frauen nicht ein, um sie zu einer Treue zu zwingen, die sie selbst nicht wahren?“

„Weil sie civilisirt sind wie Barbaren und barbarisch wie Civilisirte, gnädiger Prinz.“

„Wenn Du die Wahrheit sagst, so ist es sehr traurig,“ sprach Dschalma nachdenkend; dann setzte er in einer gewissen Exaltation und in der etwas mystischen und bildlichen Sprache seiner Heimath hinzu: „ja, Sclave, was Du mir da sagst, betrübt mich, denn wie zwei Tropfen Thau des Himmels in einem Blumenkelche zusammen fließen, so sind zwei Herzen, die in jungfräulicher, reiner Liebe verschmelzen; wie zwei Feuerstrahlen zu einer unverlöschlichen Flamme sich verbinden, so ist die ewige glühende Wonne zweier vermählter Liebenden.“

Wie Dschalma von der keuschen Seelenwonne mit unbeschreiblichem Reize sprach, als er ein mildes ideales Glück

schilderte, so funkelten auch seine Augen wie Sterne, ein leichter Schauer durchrieselte seinen Körper, die bleiche Goldfarbe seines Gesichtes röthete sich und er sank in tiefes Träumen.

Faringhea, der diese große Aufregung bemerkt hatte, fuhr fort:

„Und wenn Sie wie der stolze glänzende Königsvogel unserer Heimath, der Sultan unsrer Wälder, der einzigen und einsamen Liebe zahlreiche und mannichfaltige Genüsse vorzögen; wenn Sie, schön, jung, reich wie Sie sind, diese verführerischen Pariserinnen — jene wollüstigen Bilder Ihrer Nächte, jene reizenden Peinigerinnen Ihrer Träume — aufsuchten; wenn Sie ihnen Blicke keck wie eine Herausforderung, flehend wie ein Gebet, glühend wie ein Verlangen zuwürfen, glauben Sie nicht, daß viele der halb verschleierten Augen an dem Feuer Ihrer Blicke sich entzünden würden? Dann wäre es nicht mehr der einförmige wechsellose Genuß einer einzigen Liebe, — einer schweren Kette Ihres Lebens, dann wären es die tausend Wonnen des Harems, aber eines Harems freier stolzer Frauen, die nur die glückliche Liebe zu Ihren Sclavinnen gemacht .. Da Sie bisher rein und keusch gelebt haben, so kann es für Sie kein Uebermaß des Genusses geben; Sie, der Glühende, Herrliche, der Sohn unsrer Heimath, würde die Liebe, der Stolz, der Abgott dieser Frauen werden und diese

Frauen, die reizendsten der ganzen Welt, werden bald nur für Sie schmachtende verlangende Blicke haben.“

Dschalma hatte Faringhea mit lüsternem Schweigen angehört.

Der Ausdruck der Züge des jungen Hindu war völlig verändert; es war nicht mehr der melancholische, träumerische Jüngling, der die heilige Erinnerung an seine Mutter anrief und nur in dem Thau des Himmels, in dem Kelche der Blumen hinreichend reine Bilder fand, um die Keuschheit und die Liebe zu schildern, von der er träumte; es war nicht mehr der Jüngling, der bei dem Gedanken an die erlaubten Genüsse einer rechtmäßigen Verbindung glühend erröthete; nein, Faringheas Worte hatten plötzlich ein brennendes tief verborgenes Feuer erweckt; das glühende Gesicht Dschalmas, seine bald funkelnden, bald matt verschleierten Augen, sein starkes tiefes Aufathmen verriethen den Brand in seinem Blute und das Aufwallen seiner Leidenschaften. So sprang Dschalma plötzlich leicht, kräftig, geschmeidig wie ein junger Tiger, von dem Divan, packte Faringhea an der Kehle und rief aus:

„Deine Worte sind brennendes Gift.“

„Gnädiger Prinz,“ erwiederte Faringhea, ohne den geringsten Widerstand zu leisten, „Ihr Sclave ist Ihr Sclave.“

Die Demuth entwaffnete den Prinzen.

„Mein Leben gehört Ihnen," fuhr der Mestize fort.

„Nein ich, ich gehöre Dir an, Sclave," entgegnete Dschalma, indem er ihn von sich stieß .. „eben hing ich an Deinen Lippen und verschlang Deine gefährlichen Lügen."

„Lügen, gnädiger Prinz? Zeigen Sie sich nur den Augen dieser Frauen, und die Blicke derselben werden meine Worte bestätigen."

„Diese Frauen würden mich lieben, ob ich gleich nur im Kriege und in den Wäldern gelebt habe?"

„Sie würden Sie anbeten, gnädiger Prinz, wenn sie erfahren, daß Sie, so jung noch, bereits blutigen Krieg mit Menschen und Tigern geführt haben."

„Du lügst .."

„Ich sage Ihnen, wenn sie Ihre Hand sehen, die so zart ist wie die ihrige, und doch so oft schon von Feindes Blut gefärbt wurde, werden sie dieselbe küssen wollen, und sie wieder küssen, wenn sie bedenken, daß Sie in unsern Wäldern, mit der Büchse in der Hand und dem Dolch zwischen den Zähnen, bei dem Brüllen des Löwen oder des Panthers lachten, den Sie erwarteten."

„Aber ich bin ein Wilder .. ein Barbar .."

„Gerade deshalb werden sie zu Ihren Füßen liegen; sie werden sich fürchten und entzückt sein, wenn sie an die Gewaltthaten, an den Muth, an die maßlose Eifersucht,

Leidenschaft und Liebe denken, deren ein Mann von Ihrem Blute, Ihrer Jugend und Ihrer Glut fähig sein muß. Sie werden heute glücklich und schmachtend, morgen wild und argwöhnisch, dann wieder glühend oder boshaft sein und so muß der Mann sein, der sie fortreißen soll .. Ja, ja, wenn ein Wuthschrei zwischen zwei Küssen aufschlägt, ein Dolch zwischen zwei Liebkosungen glänzt, wenn sie ermattend, zuckend vor Wonne, Liebe und Angst nieder sinken, dann werden Sie für diese Frauen nicht mehr ein Mann, sondern .. ein Gott sein.''

,,Glaubst Du?'' rief Dschalma aus, unwillkührlich durch die wilde Beredtsamkeit des Würgers fortgerissen.

,,Sie wissen, Sie fühlen es, daß ich die Wahrheit sage,'' sprach dieser, indem er die Arme nach dem jungen Hindu ausstreckte.

,,Nun ja,'' rief Dschalma aus, indem er mit funkelnden Augen fast satzweise in dem Zimmer hin und her ging, ,,ich weiß nicht, ob ich meinen Verstand habe oder ob ich betrunken bin, aber ich glaube, Du hast Recht; ja, ich fühle es, man wird mich wahnsinnig, wüthend lieben, weil ich selbst wahnsinnig lieben werde; man wird schaudern vor Wonne, vor Angst, weil ich selbst, bei dem bloßen Gedanken daran, vor Wonne und Entsetzen schaudere. Sclave, Du sprichst die Wahrheit, diese Liebe wird etwas Berauschendes und Schreckliches sein ..''

Dschalma war, als er diese Worte sprach, herrlich in ungestümer Sinnlichkeit, denn es ist etwas Schönes und Seltenes um einen Mann, der rein und enthaltsam zu dem Alter gelangte, in welchem die bewunderungswürdigen Triebe der Liebe, die Gott in das Geschöpf gelegt hat, Triebe, welche unterdrückt oder falsch geleitet den Verstand verwirren, zu schrecklichen Verirrungen, zu entsetzlichen Verbrechen verleiten können, wenn sie dagegen nach einer großen und edeln Leidenschaft hin geleitet werden, gerade in Folge ihrer Heftigkeit den Menschen durch die Hingebung und Zärtlichkeit bis nahe zum Ideale erheben können und müssen, sich in ihrer allmächtigen Kraft entwickeln.

„O, wo ist dieses Weib ... dieses Weib, vor dem ich zittern werde und die vor mir zittern wird?“ rief Dschalma in der höchsten Trunkenheit aus; „wo werde ich sie finden?“

„Eine? das ist viel, gnädiger Prinz,“ entgegnete Faringhea mit seiner höhnischen Kälte. „Wer ein Weib sucht, findet es hier zu Lande schwer; aber wer Weiber sucht, ist nur um die Auswahl verlegen.

— — — — — — — — — — — —

In dem Augenblicke, als der Mestize Dschalma diese freche Antwort gab, konnte man an der kleinen Thüre des Gartens dieses Hauses, die sich in einem öden Gäßchen öffnete, ein außerordentlich elegantes Coupé mit blauem

Kasten und weißem Gestell mit blauen Linien halten sehen. An diesen Wagen waren zwei schöne Vollblutpferde gespannt, Goldfüchse mit schwarzer Mähne. Das Geschirr war mit Silber garnirt und die Livrée der Leute war hellblau mit weißem Kragen und silbernen Knöpfen. Auf den blauen Schabracken mit weißen Borden wie auf den Wagenthüren sah man ein längliches Wappen ohne Helmbusch und Krone, wie es unverheirathete Damen zu führen pflegen.

In dem Wagen saßen zwei Personen, Fräulein von Cardoville und Florine.

Vierzehntes Kapitel.

Das Erwachen.

Zur Erklärung der Ankunft des Fräuleins von Cardoville an der Gartenthüre des von Dschalma bewohnten Hauses, müssen wir einen Blick auf die Ereignisse zurückwerfen.

Fräulein von Cardoville hatte, nachdem sie das Haus des Doctor Baleinier verlassen, ihren Palast in der Straße Anjou bezogen. In den letzten Monaten ihres Aufenthaltes bei ihrer Tante war auf Befehl Adriennes diese schöne

Wohnung insgeheim neu eingerichtet und meublirt, und der Luxus und die Eleganz derselben seitdem noch durch alle Wunder des Pavillons des Palastes St. Dizier vermehrt worden.

Die Welt fand es höchst ungewöhnlich, daß ein junges Mädchen von dem Alter und Stande des Fräuleins von Cardoville den Entschluß gefaßt hatte, völlig allein und frei zu leben und ein Haus zu machen, wie ein mündiger junger Mann oder wie eine junge Wittwe.

Die Welt stellte sich, als wisse sie nicht, daß Fräulein von Cardoville das besaß, was nicht alle mündigen, ja nicht alle doppeltmündigen Männer besitzen: einen festen Charakter, einen erhabenen Geist, ein edeles Herz und einen sehr richtigen Verstand.

Adrienne, die einsah, daß sie zur Leitung und Beaufsichtigung ihres Hauswesens treue Personen brauche, hatte an den Verwalter des Schlosses Cardoville und dessen Frau, ehemalige Diener ihrer Familie, geschrieben, um sie sofort nach Paris kommen zu lassen. Dupont sollte das Amt eines Intendanten und Frau Dupont das einer Wirthschafterin versehen. Ein ehemaliger Freund des Vaters des Fräulein von Cardoville, der Graf von Montbron, einer der geistreichsten alten Männer, der selbst in der Modewelt eine große Rolle gespielt hatte und noch immer ein ausgezeichneter Kenner in allen Angelegenheiten der Eleganz

war, hatte Adrienne gerathen, wie eine Prinzessin zu handeln und sich einen Stallmeister zu nehmen, und ihr als solchen einen sehr gebildeten Mann von mehr als reifem Alter empfohlen, der, ein großer Pferdefreund, zuerst in England bei den Wettrennen und bei Tattersall*) sein Vermögen verloren hatte und sich nun genöthiget sah, wie das Leuten von Stande in jenem Lande zuweilen so ergeht, hier und da den Kutscher zu machen, wobei er sich auf ehrliche Art seinen Unterhalt verdiente und zugleich seine Liebhaberei für Pferde befriedigte. Das war Herr von Bonneville, der Schützling des Herrn von Montbron. Seinem Alter und seiner Bildung nach konnte dieser Stallmeister Fräulein von Cardoville zu Pferde begleiten und besser als Jemand die Pferde und Wagen beaufsichtigen. Er nahm denn auch dieses Amt mit Dank an und in Folge seiner Pflege konnten die Equipagen des Fräulein von Cardoville bald mit dem Elegantesten dieser Art in Paris wetteifern.

Fräulein von Cardoville hatte ihre drei Dienerinnen, Hebe, Georgette und Florine, wieder angenommen.

Die letztere hatte zuerst bei der Fürstin von St. Dizier in Dienst treten sollen, um das Spioniren zum Vortheil der Superiorin von St. Maria fortzusetzen; in Folge der

*) Ein berühmter Pferde- und Hundehändler, Auctionator u. s. w. in London.

neuen Wendung aber, die Rodin der Rennepontschen Angelegenheit gegeben hatte, wurde beschlossen, daß Florine, wenn es möglich wäre, ihren Dienst bei dem Fräulein von Cardoville wieder übernehme. Diese Stellung, welche das unglückliche Mädchen in den Stand setzte, den Leuten, welche ihr Schicksal in den Händen hatten, wichtige Dienste zu leisten, nöthigte sie zu einem schändlichen Verrathe.

Leider hatte Alles dieses Complott begünstiget.

Bekanntlich hatte Florine in einem Gespräche mit Höckchen, wenige Tage nach der Einsperrung Adriennes in dem Hause des Doctor Baleinier, in einem Anfalle von Reue, der Näherin einen für Adrienne nützlichen Rath gegeben, indem sie Agricol sagen ließ, er möge die Papiere, welche er in dem Pavillon gefunden, nicht der Frau von St. Dizier übergeben, sondern nur dem Fräulein von Cardoville selbst anvertrauen. Diese war später durch Höckchen davon benachrichtiget worden, fühlte doppeltes Vertrauen zu Florine, nahm sie fast dankend wieder in ihren Dienst, und übertrug ihr sofort die Sorge, die Einrichtung des Hauses zu leiten, welches für Dschalma gemiethet worden war.

Höckchen hatte selbst eingesehen, daß sie der Frau Dagoberts, von der wir später sprechen werden, nicht weiter nützlich sein konnte, und deshalb eingewilligt, in dem Palast in der Straße Anjou bei Adrienne zu wohnen, die nach ihrem seltenen Herzensscharfsinne der jungen Näherin,

welche ihr auch als Secretairin diente, das Departement der Unterstützungen und Almosen übertragen hatte.

Fräulein von Cardoville hatte anfangs die Absicht gehabt, Höckchen blos als Freundin bei sich zu behalten, um so in derselben die Rechtschaffenheit bei der Armuth, die Ergebung im Schmerze und die Klugheit bei der Arbeit zu ehren; da sie aber das natürliche Gefühl der Würde in dem jungen Mädchen kannte, so fürchtete sie mit Recht, daß Höckchen in dieser geschwisterlichen Gastlichkeit, trotz dem Zartgefühl, mit welchem ihr dieselbe geboten werde, nur ein verstecktes Almosen sehe, und Adrienne zog es also vor, ihr das erwähnte Amt zu geben, wobei sie das Mädchen aber immer als Freundin behandelte. So mußte die gerechte Empfindlichkeit der Näherin geschont werden, weil sie ihren Unterhalt dadurch verdiente, daß sie Pflichten erfüllte, welche zugleich ihrer Neigung entsprachen.

Höckchen konnte auch, mehr als irgend Jemand, das heilige Amt annehmen, das Adrienne ihr übertrug, denn ihre schmerzliche eigene Erfahrung im Unglücke, die Gutmüthigkeit ihrer engelgleichen Seele, die Hohheit ihres Geistes, ihre seltene Thätigkeit, ihr Scharfblick in Bezug auf die schmerzlichen Geheimnisse der Armuth und ihre genaue Kenntniß der armen und arbeitenden Klassen, sprachen laut genug, mit welchem Tact, mit welchem Verstand

das vortreffliche Mädchen die edeln Absichten des Fräuleins von Cardoville unterstützen würde.

— — — — — — — — — — —

Wir haben nun von den verschiedenen Ereignissen zu sprechen, welche an diesem Tage der Ankunft des Fräuleins von Cardoville an der Gartenthüre des Hauses in der Rue Blanche vorhergegangen waren. Gegen zehn Uhr Vormittags ließen die dicht verschlossenen Läden am Schlafgemache Adriennes keinen Lichtstrahl in dieses Zimmer hineindringen, das nur durch den Schein einer kugelförmigen Lampe von orientalischem Alabaster erhellt wurde, die an drei langen silbernen Ketten von der Decke herunterhing. Das Schlafzimmer mit kuppelartiger Wölbung hatte die Gestalt eines Zeltes und war mit weißer Seide ausgeschlagen, über welcher sich lange Draperien von weißem Muslin befanden, die an den Wänden durch Spangen an großen elfenbeinernen, opferschalenförmigen Verzierungen gehalten wurden. Von den zwei Thüren von Elfenbein, welche kunstreich mit Perlmutter ausgelegt waren, führte die eine in das Badezimmer, die andere in das Toilettenzimmer, einen kleinen Tempel für den Cultus des Schönen, der wie in dem Pavillon des Palastes St. Dizier meublirt war.

Diese beiden Thüren bildeten zwei der acht Felder, in welche das zeltförmige Zimmer getheilt war. In zwei andern befanden sich Fenster, welche unter den Draperien

gänzlich versteckt waren. Dem Bette gegenüber sah man, von prächtigen Feuerböcken aus ciselirtem Silber eingerahmt, einen Kamin von weißem Marmor, von crystallisirtem Schnee, hätte man sagen können, mit zwei reizenden Caryatiden und einen Fries von Vögeln und Blumen. Ueber diesem Fries befand sich, mit bewunderungswürdiger Kunst durchbrochen in Marmor gearbeitet, eine Art Körbchen in ovaler graziöser Form, das die Kaminplatte einnahm und mit rosa Camelien gefüllt war, deren glänzend grüne Blätter und deren dicht gereihete Blüthen die einzigen Farben waren, welche die harmonische Weiße dieses jungfräulichen Gemachs unterbrachen.

Das sehr niedrige Bett endlich mit reichgeschnitzten Elfenbeinfüßen stand, halb umhüllt von den Falten des weißen Muslin, die gleich leichten Wölkchen von der Decke herabschwebten, auf dem Hermelinteppich, mit welchem der Fußboden belegt war. Dieses Bett war, mit Ausnahme einer ebenfalls reichgeschnitzten und mit Perlmutter ausgelegten Platte von Elfenbein, durchaus mit weißem Atlas gefüttert, wattirt und gesteppt.

Das etwas verschobene Battisttuch, das mit Spitzen garnirt war, ließ die Ecke einer mit weißem Taffet überzogenen Matratze und den Zipfel einer Decke von Moire sehen, die ganz leicht war, weil in dem Zimmer stets eine gleichförmige Temperatur, gleich der eines schönen Frühlings-

tages herrschte. Aus demselben Beweggrunde, der Adrienne veranlaßt hatte, auf einem Meisterwerke von Goldschmiedearbeit den Namen des Arbeiters statt des Verkäufers eingraben zu lassen, hatte sie alle diese Gegenstände einer so ausgesuchten Pracht von den verständigsten, rechtschaffensten und fleißigsten Arbeitern fertigen lassen, denen sie die Urstoffe lieferte, so daß man dem Arbeitslohne das hatte hinzufügen können, was den Mittelspersonen als Gewinn zugefallen wäre. Diese ansehnliche Erhöhung des Lohnes hatte mehreren armen Familien aus der Noth geholfen, die nun die Prachtliebe Adriennes segneten, und ihr, wie sie sich selbst ausdrückte, das Recht gaben, sich ihres Luxus als einer guten Handlung zu erfreuen.

Nichts konnte also frischer und reizender aussehen als dieses Schlafgemach.

Fräulein von Cardoville war eben erwacht und lag in anmuthiger Stellung in diesen Wogen von Muslin, Spitzen, Battist und weißer Seide. Sie verhüllte niemals in der Nacht ihr herrliches, goldgelocktes Haar (ein untrügliches Verfahren, wie die Griechen sagten, es lange in der ganzen Schönheit zu erhalten); Abends flochten ihre Mädchen die langen Locken in mehrere Flechten und bildeten daraus zwei breite, dicke Zöpfe, die so weit herunterreichten, daß sie ihr kleines Ohr fast verdeckten, von dem man nur das rosen-

rothe Läppchen sah, und mit dem dicken Zopf sich verbanden, der am Hinterkopfe zusammengerollt war.

Dieser dem griechischen Alterthume entlehnte Haarputz stand den reinen, feinen Zügen des Fräuleins von Cardoville reizend, und schien sie so zu verjüngen, daß man sie nicht für achtzehn, sondern kaum für funfzehn Jahre alt hätte halten können, und ihr so zusammengenommenes Haar, das dicht die Schläfe einfaßte und da seine hellglänzende Farbe verlor, hätte braun ausgesehen, wenn sich nicht hier und da an den Flechten ein goldner Widerschein gezeigt hätte.

Adrienne befand sich in jenem Halbwachen, in jener angenehmen Mattigkeit, die man früh nach dem Erwachen empfindet und in der es sich so lieblich träumt. Sie hatte sich auf das Kissen gestützt und ließ den Kopf ein wenig nach der Seite hängen, so daß man die ideale Form ihres Halses und ihrer entblößten Achseln deutlich erkennen konnte; ihre feuchten, rothen, lächelnden Lippen waren wie ihre Wange so kalt, als wenn sie dieselben in Eiswasser gebadet hätte; ihre weißen Augenlider verschleierten zur Hälfte ihre großen, sammetschwarzbraunen Augen, die bald matt vor sich hinblickten, bald mit Wohlgefallen auf den röthlichen Blumen und den grünen Blättern der Camelien ruhten.

Wer könnte die unbeschreibliche Klarheit des Erwachens Adriennes, . . . das Erwachen einer so schönen und so züch-

tigen Seele in einem so schönen und so keuschen Körper, ... das Erwachen eines Herzens schildern, das so rein war, wie der frische, duftende Athem der Jugend, welcher sanft den jungfräulichen Busen hob, der jungfräulich und weiß war wie der unbefleckte Schnee.

Welcher Glauben, welches Dogma, welche Formel, welches religiöse Symbol wird jemals, väterlicher, göttlicher Schöpfer, eine anbetungswürdigere Idee von Deiner harmonischen und unaussprechlichen Macht geben, als eine jugendliche Jungfrau, die so in der ganzen Blüthe ihrer Schönheit, in der ganzen Anmuth ihrer Züchtigkeit, die Du ihr gegeben hast, erwacht und in ihrer träumerischen Unschuld das Geheimniß jenes göttlichen Triebes der Liebe zu enträthseln sucht, den Du in sie gelegt hast wie in alle Deine Geschöpfe, Du, der Du nur ewige Liebe, endlose Güte bist!

Die unklaren Gedanken, welche Adrienne seit ihrem Erwachen sanft zu bewegen schienen, beschäftigten sie mehr und mehr; ihr Haupt neigte sich auf ihre Brust; ihr schöner Arm sank wieder auf das Lager und dann nahmen ihre Züge, ohne gerade sich zu verdüstern, einen Ausdruck rührender Melancholie an.

Ihr eifrigster Wunsch war erfüllt: sie hatte angefangen frei und unabhängig zu leben; aber sie fühlte in ihrer zarten, liebreichen, mittheilenden, so wunderbar vollständigen Natur, daß Gott sie nicht darum mit den seltensten Schätzen

begabt habe, daß sie dieselben in kalter selbstsüchtiger Einsamkeit vergrabe; sie fühlte, daß die Liebe sie und den, welcher ihrer würdig sei, zu Großem und Schönen begeistern könnte.

Im Vertrauen auf die Stärke und den Adel ihres Charakters, in dem Stolze auf das Beispiel, das sie den andern Frauen geben wollte, und in dem Bewußtsein, daß Aller Augen neidisch auf sie gerichtet wären, glaubte sie ihrer selbst vollkommen sicher zu sein; weit entfernt, eine schlechte Wahl zu fürchten, fürchtete sie vielmehr, keine Männer zu finden, unter denen sie eine Wahl treffen könnte ... Fand sie aber auch wirklich ihr Ideal, so hatte sie eine so seltsame und doch so richtige, eine so ungewöhnliche und doch so verständige Ansicht von der Unabhängigkeit und Würde, welche sich die Frau ihrer Ansicht nach dem Manne gegenüber bewahren müsse, und war dabei so unerschütterlich fest entschlossen, darin nicht nachzugeben, daß sie sich fragte, ob wohl der Mann ihrer Wahl die bis dahin unerhörten Bedingungen annehmen würde, die sie ihm stellen wollte.

Indem sie in Gedanken die möglichen Prätendenten musterte, welche sie bis jetzt in der Gesellschaft gesehen hatte, erinnerte sie sich auch der leider nur zu wahren Schilderung, welche Rodin von den Männern entworfen hatte, die sich um ihre Hand bewerben würden, und gedachte ebenfalls, nicht ohne einen gewissen Stolz, wie dieser Mann ihr abge-

rathen hatte, nicht indem er ihr schmeichelte, sondern indem er sie aufforderte, die Ausführung eines wahrhaft großen, edeln und schönen Planes fortzusetzen.

Der Strom oder die Laune der Gedanken erinnerte Adrienne bald an Dschalma; aber wenn sie sich auch Glück wünschte, die Pflichten einer königlichen Gastfreundschaft gegen diesen Verwandten von königlichem Geblüte erfüllt zu haben, so war sie doch weit entfernt, den Prinzen zum Helden ihrer Zukunft zu machen.

Zuerst sagte sie sich mit Recht, daß dieser halbwilde Jüngling mit wenn nicht unbezwinglichen, doch noch unbezwungenen Leidenschaften, der plötzlich mitten in eine raffinirte Civilisation versetzt worden, nothwendig starken Prüfungen und gewaltsamen Umwandlungen ausgesetzt sei ... Fräulein von Cardoville aber, die in ihrem Charakter nichts männliches, nichts herrschsüchtiges hatte, mochte diesen jungen Wilden nicht civilisiren. Sie war deshalb, trotz dem Antheile oder vielmehr wegen des Antheiles, den sie an dem jungen Hindu nahm, fest entschlossen, sich ihm vor zwei bis drei Monaten nicht zu erkennen zu geben, fest entschlossen auch, ihn nicht zu empfangen, wenn der Zufall ihn damit bekannt mache, daß sie seine Verwandte sei. Sie wünschte deshalb, wenn auch nicht ihn zu prüfen, so doch ihm in seinen Handlungen und seinem Willen völlige Freiheit zu lassen, damit er das erste Feuer seiner guten oder

schlechten Leidenschaften verbrausen lassen könne. Um ihn indeß nicht ganz vertheidigungslos den Gefahren des Pariser Lebens auszusetzen, hatte sie im Vertrauen den Grafen von Montbron ersucht, den Prinzen Dschalma in die beste Gesellschaft von Paris einzuführen und ihm mit seiner langen Erfahrung beizustehen.

Herr von Montbron hatte das Gesuch des Fräulein von Cardoville mit dem größten Vergnügen bewilliget, da es ihm, wie er sagte, Freude machte, seinen jungen Königstiger in den Salons gegen die Blicke der eleganten Herren und Damen von Paris loszulassen, wobei er jedoch alles Gefährliche von seinem wilden Zöglinge fern zu halten versprach.

„Was mich betrifft, lieber Graf,“ hatte sie mit ihrem gewöhnlichem Freimuthe zu dem Herrn von Montbron gesagt, „so steht mein Entschluß unerschütterlich fest; Sie „selbst haben mir den Eindruck geschildert, welchen die Er„scheinung des Prinzen Dschalma, eines jungen Hindu „von neunzehn Jahren und überraschender Schönheit, der „stolz und unbändig ist wie ein junger Löwe, welcher aus „seinem Walde kommt, in der Gesellschaft machen wird; „das ist neu und ungewöhnlich, setzten Sie hinzu; die „civilisirenden Cokettericen werden ihn mit einer Ausdauer „verfolgen, über die ich in seinem Namen erschrecke. Im „Ernst, lieber Graf, es kann sich für mich nicht passen,

„den Schein auf mich fallen zu lassen, als wollte ich mit
„so vielen schönen Damen wetteifern, die sich unerschrocken
„den Klauen Ihres jungen Tigers aussetzen werden. Ich
„interessire mich sehr für ihn, weil er mein Vetter, weil er
„schön und tapfer ist, besonders aber weil er die abscheu-
„liche europäische Kleidung nicht trägt. Dies sind ohne
„Zweifel seltsame Eigenschaften, aber sie reichen bis jetzt
„nicht hin, mich auf andere Gedanken zu bringen. Uebri-
„gens hat mir der gute alte Philosoph, mein neuer Freund,
„in Bezug auf unsern Hindu einen Rath gegeben, den Sie
„gebilliget haben, und Sie sind kein Philosoph, lieber
„Graf: eine Zeitlang nämlich Leute bei mir zu sehen, aber
„zu Niemandem zu gehen. Dies wird auch sicher vor der
„Unannehmlichkeit schützen, mit meinem königlichen Vetter
„zusammenzutreffen, und mir gestatten, eine strenge Wahl
„selbst unter meiner Gesellschaft zu treffen. Da mein Haus
„vortrefflich, meine Stellung ungewöhnlich ist, und man
„allerlei schlimme Geheimnisse bei mir zu errathen suchen
„wird, so wird es an Neugierigen beiderlei Geschlechts
„nicht fehlen, was mir, ich gebe Ihnen mein Wort, Unter-
„haltung gewähren wird."

Und als Herr von Montbron sie fragte, ob die Ver-
bannung des armen jungen Hindu lange dauern würde,
hatte Adrienne ihm geantwortet:

„Da ich fast alle diese Personen bei mir sehen werde,

„bei denen Sie ihn einführen werden, so wird es mir Unterhaltung gewähren, verschiedene Urtheile über ihn zu „vernehmen. Wenn gereizte Männer viel Gutes von ihm „sagen, und gereizte Frauen viel Böses, dann hoffe ich das „Beste. Mit einem Worte, indem ich so das Wahre von „dem Falschen scheide, — verlassen Sie sich in dieser Sache „auf meinen Scharfblick — wird sich die Verbannung „meines königlichen Vetters, wie Sie sich ausdrücken, verlängern oder verkürzen."

Diese Absichten hegte Fräulein von Cardoville in Bezug auf Dschalma noch an dem Tage, an welchem sie sich mit Florine in das Haus begeben sollte, das er bewohnte; sie war entschlossen, sich ihm vor einigen Monaten nicht zu erkennen zu geben.

— — — — — — — — — —

Nachdem Adrienne diesen Morgen lange darüber nachgedacht hatte, was wohl die Zukunft dem Bedürfnisse ihres Herzens zu bieten haben würde, versank sie von neuem in tiefes Sinnen.

Das reizende lebenskräftige junge Mädchen stieß einen leichten Seufzer aus, breitete ihre schönen Arme über ihren Kopf aus, der auf dem Kissen ruhete, und lag so, einige Augenblicke wie vernichtet da, unbeweglich in den weißen Stoffen, die sie umhüllten, so daß man sie für eine herrliche

Marmorstatue auf einer leichten Schicht Schnee hätte halten können.

Mit einem Male richtete sich Adrienne auf, strich mit der Hand über ihre Stirn und klingelte.

Sobald der silberne Ton des Glöckchens sich hören ließ, öffneten sich die beiden Elfenbeinthüren.

Georgette erschien auf der Schwelle des Toilettenzimmers, aus welchem Lutine, das schwarze feuerroth gefleckte Hündchen mit dem goldnen Halsbande, mit freudigem Gebell hereinsprang.

Hebe erschien auf der Schwelle des Badezimmers.

Im Hintergrunde dieses von oben beleuchteten Zimmers sah man auf einem grünen Corduanteppiche mit goldenen Rosetten eine große Badewanne von Crystall in der Form einer länglichen Muschel. Die drei einzigen Verbindungsstellen dieses kühnen Meisterstücks von Glasarbeit verschwanden unter der zierlichen Beugung mehrerer großen silbernen Rohrstengel, die aus dem breiten Sockel der Wanne herauskamen, welcher ebenfalls von ciselirtem Silber war und Kinder und Delphine vorstellte, die unter natürlichen Korallenzweigen und blauen Muscheln spielten. Nichts konnte freundlicher sein als der Eindruck, den diese purpurrothen Zweige und diese ultramarinblauen Muscheln auf dem matten Grunde der Silberciselirungen machten. Der balsamische Duft, der von dem lauen, klaren wohlriechenden

Wasser aufstieg, mit dem die Crystallmuschel gefüllt war, verbreitete sich in dem Badesaale und drang wie ein leichter Nebel in das Schlafzimmer ein.

Als Adrienne Hebe erblickte, die in ihrem frischen hübschen Anzuge auf einem ihrer vollen bloßen Arme ein langes Gewand brachte, sagte sie zu ihr:

„Wo ist Florine, mein Kind?“

„Vor zwei Stunden ist sie hinuntergegangen, mein Fräulein; man rief sie wegen einer sehr dringenden Angelegenheit.“

„Wer rief sie?“

„Das junge Mädchen, das Ihre Secretairin ist, mein Fräulein. Sie war diesen Morgen sehr früh ausgegangen, und gleich nach ihrer Wiederkehr ließ sie Florine rufen, die seitdem noch nicht zurückgekommen ist.“

„Diese Abwesenheit bezieht sich ohne Zweifel auf irgend eine wichtige Angelegenheit meines engelgleichen Ministers der Almosen und Unterstützungen,“ sagte Adrienne lächelnd, indem sie an Höckchen dachte.

Dann winkte sie Hebe, näher an das Bett zu treten.

— — — — — — — — — —

Ungefähr zwei Stunden, nachdem Adrienne aufgestanden war und sich wie gewöhnlich mit seltener Eleganz hatte ankleiden lassen, entließ sie ihre Dienerin und rief Höckchen,

die sie mit ganz besonderer Hochachtung behandelte und allein empfing.

Das junge Mädchen trat eilig mit bleichem, verstörtem Gesichte ein und sagte mit bebender Stimme zu ihr:

„Ach, Fräulein .. meine Ahnungen waren begründet; man verräth Sie ..“

„Von welchen Ahnungen sprechen Sie, liebes Kind?“ fragte Adrienne überrascht, „und wer verräth mich?“

„Herr Rodin,“ antwortete Höckchen.

Funfzehntes Kapitel.

Der Zweifel.

Als Fräulein von Cardoville die Beschuldigung Höckchens gegen Rodin hörte, sah sie dieselbe mit neuer Verwunderung an.

Ehe wir den Auftritt weiter schildern, müssen wir erwähnen, daß Höckchen ihren ärmlichen Anzug abgelegt hatte und zwar einfach, aber geschmackvoll schwarz gekleidet war. Diese düstre Farbe schien ihr Aufgeben jeder menschlichen Eitelkeit, die ewige Trauer ihres Herzens und die strengen Pflichten anzudeuten, welche ihr ihre Aufopferung für jedes Unglück auferlegte. Höckchen trug zu diesem

schwarzen Kleide einen großen weißen Umschlagkragen, der so zierlich war wie ihr kleines Gazehäubchen mit grauem Band, das die beiden glatten Scheitel ihres braunen Haares sehen ließ und ihr bleiches melancholisches Gesicht mit den sanften blauen Augen umfaßte; ihre langen schmalen Hände, die durch Handschuhe vor der Kälte geschützt wurden, waren nicht mehr wie sonst blau, sondern fast durchsichtig weiß.

Die verstörten Züge Höckchens drückten lebhafte Unruhe aus, und Fräulein von Cardoville rief in größter Bestürzung aus:

„Was sagen Sie?“

„Herr Rodin verräth Sie, mein Fräulein.“

„Er? Nicht möglich.“

„Ach, Fräulein, meine Ahnungen haben mich nicht betrogen.“

„Ihre Ahnungen?“

„Als ich das erste Mal vor Herrn Rodin stand, fühlte ich ein unabweisliches Grauen; mein Herz wurde mir in der Brust wie zusammengeschnürt und ich fürchtete . . für Sie, mein Fräulein.“

„Für mich?“ wiederholte Adrienne, „o warum nicht für Sie, meine arme Freundin?“

„Ich weiß es nicht, Fräulein, aber das war mein erstes Gefühl, und diese Furcht, dieses Grauen läßt sich so wenig

abweisen, daß ich mich immer vor Herrn Rodin fürchte, troß dem Wohlwollen, das er für meine Schwester zeigt.

„Das ist seltsam .. Ich verstehe mich besser als irgend Jemand auf die fast unwiderstehliche Macht der Sympathien und Antipathien, aber hier .., doch," setzte Adrienne nach kurzem Nachdenken hinzu, „gleichwohl, wie haben sich nun Ihre Muthmaßungen in Gewißheit verwandelt?"

„Gestern ging ich zu meiner Schwester Cephyse, um ihr die Unterstützung zu bringen, welche mir Herr Rodin im Namen einer mildthätigen Person für sie übergeben hatte .. Ich fand Cephyse nicht bei ihrer Freundin, die sie aufgenommen hat, und bat die Portiersfrau im Hause, meiner Schwester anzuzeigen, daß ich diesen Morgen wiederkommen würde .. Das that ich denn auch; aber, verzeihen Sie, Fräulein, einige nothwendigen Einzelnheiten .."

„Sprechen Sie, liebe Freundin."

„Das junge Mädchen, die meine Schwester bei sich aufgenommen hat," sagte das arme Höckchen in großer Verlegenheit, indem sie erröthend die Augen niederschlug, „führt nicht den besten Lebenswandel. Ein Mann, mit dem sie mehrere Lustpartieen gemacht hat, Dumoulin mit Namen, hatte ihr den wahren Namen Rodins genannt, der in jenem Hause ein Absteigequartier hat und sich Karlmann nennen ließ."

„Das hat er uns bei Herrn Baleinier gesagt, und vor-

gestern, als er wieder darauf kam, erklärte er mir die Nothwendigkeit, in der er sich aus mehrern Gründen befinde, die bescheidene Wohnung in jenem entlegenen Stadttheile zu haben, und ich konnte ihm nur beistimmen."

„Nun, gestern hat Herr Rodin den Herrn Abbé von Aigrigny bei sich empfangen."

„Den Abbé von Aigrigny!" rief Fräulein von Cardoville aus."

„Ja, Fräulein, und er blieb zwei Stunden bei verschlossen Thüren bei ihm."

„Mein Kind, man wird Sie getäuscht haben."

„Ich will Ihnen sagen, was ich erfahren habe. Der Abbé von Aigrigny wollte früh Herrn Rodin besuchen, da er ihn aber nicht antraf, so hatte er seinen Namen auf ein Zettelchen mit den Worten geschrieben: „ich werde nach zwei Stunden wieder kommen," und dieses Papier der Gemüßehändlerin im Hause übergeben. Das junge Mädchen, von der ich sprach, hat das Papier selbst gesehen . . Da Alles, was den Herrn Rodin betrifft, geheimnißvoll zu sein scheint, so war sie neugierig genug, bei der Gemüßehändlerin zu warten, um den Herrn Abbé von Aigrigny eintreten zu sehen, der auch wirklich nach zwei Stunden wieder kam und nun Herrn Rodin antraf.

„Nein, nein," rief Adrienne erbebend aus; es ist nicht möglich; es ist ein Irrthum."

„Ich glaube es nicht, Fräulein, denn da ich weiß, wie wichtig diese Sache ist, so ersuchte ich das Mädchen, mir den Abbé von Aigrigny zu beschreiben.“

„Nun?“

„Der Abbé von Aigrigny, sagte sie zu mir, ist ungefähr vierzig Jahre alt, hoch und schlank gewachsen, einfach, aber sorgfältig gekleidet; seine Augen sind grau, sehr groß und sehr scharf, seine Augenbraunen dick, seine Haare braun, sein Gesicht glatt rasirt und seine Haltung sehr entschieden.“

„Das ist richtig,“ entgegnete Adrienne, die kaum zu glauben wagte, was sie hörte. „Die Beschreibung ist richtig.“

„Da ich so viel zu erfahren wünschte als möglich,“ fuhr Höckchen fort, „so fragte ich die Gemüßehändlerin, ob Herr Rodin und der Abbé von Aigrigny gegen einander wohl erzürnt gewesen wären, als sie dieselben aus dem Hause gehen sah; sie verneinte dies und sagte, der Abbé habe gegen Rodin bemerkt, als er diesen an der Hausthüre verlassen; morgen . . werde ich Ihnen schreiben.“

„Ist es ein Traum?“ rief Adrienne aus, indem sie staunend mit beiden Händen über die Stirn strich; „ich kann an Ihren Worten, liebe Freundin, nicht zweifeln, und doch hat Sie Herr Rodin selbst in jenes Haus geschickt, um Ihrer Schwester eine Unterstützung zu überbringen, er würde sich also der Gefahr ausgesetzt haben, seine geheimen

Zusammenkünfte mit dem Abbé von Aigrigny beobachtet zu sehen. Für einen Verräther wäre das sehr ungeschickt.''

,,Ich habe allerdings auch daran gedacht und gleichwohl hielt ich diese Zusammenkunft jener beiden Männer für so drohend für Sie, mein Fräulein, daß ich in der größten Bestürzung zurückgekommen bin.''

Die außerordentlich rechtlichen Menschen glauben nicht leicht an Verrath, um so schwerer, je schändlicher dieser Verrath ist. Adrienne gehörte zu diesen Menschen .. Sie sagte deshalb, obwohl die Erzählung Höckchens einen tiefen Eindruck auf sie gemacht hatte:

,,Wir wollen uns nicht vergebens ängstigen, liebe Freundin, und nicht zu schnell an Schlechtigkeit glauben, vielmehr uns Aufklärung zu verschaffen suchen und zwar durch Nachdenken. Rodin hat mir das Haus des Doctor Baleinier geöffnet und gegen mich über den Abbé von Aigrigny geklagt; er hat ferner durch seine Drohungen die Superiorin des Klosters genöthigt, ihm die Töchter des Marschalls Simon zu übergeben; er entdeckte den Aufenthalt des Prinzen Dschalma, er führte pünktlich meine Wünsche in Bezug auf meine jungen Verwandten aus und noch gestern erst gab er mir nützliche Rathschläge .. Das Alles ist wahr, nicht wahr?''

,,Ohne Zweifel, mein Fräulein.''

,,Es mag sein, daß Herr Rodin einen Nebengedanken

hat, daß er eine glänzende Belohnung von uns zu erhalten hofft; aber bisher ist seine Uneigennützigkeit musterhaft gewesen."

„Auch das ist wahr, mein Fräulein," sagte das arme Höckchen, die wie Adrienne gegen diese Thatsachen nichts einwenden konnte.

„Betrachten wir nun die Möglichkeit eines Verrathes. Sollte er sich mit dem Abbé von Aigrigny verbinden, um mich zu verrathen? Aber wie? Worin? Was habe ich zu fürchten? Haben nicht im Gegentheil der Abbé von Aigrigny und die Frau von St. Dizier der Justiz von dem Bösen, das sie mir zugefügt haben, Rechenschaft abzulegen?"

„Wie aber ist dann die Zusammenkunft der beiden Männer zu erklären, die so viele Gründe der Abneigung und des Widerwillens gegen einander haben? Liegt darunter nicht ein verderblicher Plan versteckt? Ich denke auch nicht allein so, mein Fräulein."

„Wie so?"

„Diesen Morgen war ich, als ich zurückkam, so bewegt, daß Florine mich nach der Ursache fragte; ich weiß, mein Fräulein, wie sehr sie Ihnen ergeben ist."

„Man kann es unmöglich mehr sein; noch vor Kurzem haben Sie selbst mir von dem wichtigen Dienste erzählt, den sie mir während meiner Einsperrung bei dem Doctor Baleinier geleistet hat."

„Nach meiner Rückkunft diesen Morgen, als ich es für nöthig hielt, Ihnen so bald als möglich Alles mitzutheilen, sagte ich Alles auch Florinen. Sie erschrak eben so sehr und vielleicht mehr noch, als ich über die Wiederaussöhnung des Herrn Rodin und des Herrn Abbé von Aigrigny .. Nach kurzem Nachdenken sagte sie mir: es ist, glaube ich, nicht nöthig, das Fräulein zu wecken; denn es wird gleichgiltig sein, ob sie ein paar Stunden früher oder später diesen Verrath erfährt; ich werde unterdeß vielleicht etwas erfahren können. Ich habe einen Gedanken, der gut zu sein scheint; entschuldigen Sie mich bei dem Fräulein, ich werde bald zurückkommen. Dann ließ Florine anspannen und fuhr fort.“

„Florine ist ein vortreffliches Mädchen,“ sagte Fräulein von Cardoville lächelnd, denn weiteres Nachdenken beruhigte sie gänzlich; „aber in diesem Falle glaube ich doch, daß sie durch ihren Eifer und ihr gutes Herz irre geleitet worden ist, wie Sie selbst, meine arme Freundin. Wissen Sie, daß wir beide an etwas nicht gedacht haben, was uns augenblicklich beruhigt haben würde?“

„An was, mein Fräulein?“

„Der Abbé von Aigrigny fürchtet jetzt den Herrn Rodin sehr, und er wird ihn selbst in jenem Absteigequartiere aufgesucht haben, um ihn um Schonung zu bitten. Fin-

den Sie diese Erklärung nicht auch nicht blos genügend, sondern als einzig zulässig?"

„Vielleicht, mein Fräulein," sagte Höckchen nach kurzem Nachdenken; „ja, es ist das wahrscheinlich." Nach einer neuen Pause und als wenn sie einer Ueberzeugung nachgegeben hätte, die über allen möglichen Erörterungen und Gründen stand, rief sie sodann aus: „Und dennoch nein, nein; glauben Sie mir, mein Fräulein, man hintergeht Sie, ich f ü h l e es. Der Schein ist ganz gegen das, was ich behaupte; aber glauben Sie mir, die Ahnungen sind zu stark, als daß sie nicht wahr sein sollten. Und errathen Sie selbst die geheimsten Empfindungen meines Herzens nicht so gut, daß ich nicht auch die Gefahren errathen sollte, die Sie bedrohen?"

„Was sagen Sie da? Was habe ich errathen?" entgegnete Fräulein von Cardoville, unwillkührlich von dem Tone der Ueberzeugung und Besorgniß Höckchens ergriffen, die fortfuhr:

Was Sie errathen haben? Ach, alle argwöhnischen Empfindlichkeiten eines unglücklichen Geschöpfes, dem das Schicksal ein ganz eigenthümliches Leben angewiesen hat, und Sie müssen es doch erfahren, daß ich bisher nicht aus Unkenntniß dessen geschwiegen habe, was ich Ihnen schuldig bin .. Wer hat Ihnen gesagt, mein Fräulein, daß Sie mich nur dadurch bewegen könnten, Ihre Wohlthaten

ohne Erröthen anzunehmen, daß Sie Pflichten daran knüpften, die mich der Armuth, die ich so lange selbst getheilt habe, nützlich werden ließen? Wer hat Ihnen gesagt, als Sie mich, die arme Näherin, in der Sie die Arbeit, die Ergebung und Rechtschaffenheit ehren wollten, als Freundin an Ihren Tisch nehmen wollten und ich Ihnen mit Thränen des Dankes und des Bedauerns antwortete, daß ich es nicht aus falscher Bescheidenheit, sondern im Bewußtsein meines lächerlichen Gebrechens ablehnte? Wer hat Ihnen gesagt, daß ich außerdem Ihr Anerbieten mit Stolz im Namen meiner Schwestern aus dem Volke angenommen haben würde? Sie antworteten mir ja jene rührenden Worte: ich verstehe Ihre Weigerung, liebe Freundin; nicht falsche Bescheidenheit giebt sie Ihnen ein, sondern ein Gefühl der Würde, das ich liebe und das ich achte. Wer also hat Ihnen gesagt,“ fuhr Höckchen in steigender Lebendigkeit fort, „daß ich mich glücklich schätzen würde, ein kleines geheimes Plätzchen in diesem prächtigen Hause zu finden, dessen Glanz mich blendet? Wer hat es Ihnen gesagt, daß Sie eine Wohnung für mich wählten, die noch viel zu schön für mich ist? Wer hat Ihnen gesagt, daß ich mich, ohne die Eleganz der schönen Mädchen zu beneiden, die um Sie sind und die ich liebe, weil sie Sie lieben, in Folge eines unwillkührlichen Vergleiches immer verlegen und verschämt neben ihnen fühlen würde?

Wer hat es Ihnen gesagt, so daß Sie dieselben immer entfernten, wenn Sie mich hierher beschieden? Ja, wer endlich hat Ihnen alle die schmerzlichen und geheimen Empfindlichkeiten einer gleich der meinigen ausnahmsweisen Stellung enthüllt? Ohne Zweifel Gott, der in seiner unendlichen Größe Welten schafft und auch väterlich für das arme kleine Insekt im Grase sorgt. Und Sie wollen nicht zugeben, daß die Dankbarkeit eines Herzens, das Sie so wohl errathen, sich ebenfalls bis zur Ahnung dessen erhebe, was Ihnen nachtheilig sein könnte? Nein, nein, mein Fräulein, Einige besitzen den Trieb der Selbsterhaltung, andere Glücklichere den Trieb, diejenigen zu erhalten, welche sie lieben. Diesen Trieb hat Gott mir gegeben, und ich sage Ihnen, man verräth Sie, man verräth Sie.''

Und Höckchen, die mit blitzenden Augen, mit leicht gerötheten Wangen dastand, betonte die letztern Worte so kräftig, begleitete sie mit einer so stark bejahenden Geberde, daß Fräulein von Cardoville, die durch die warmen Worte des Mädchens schon wankelmüthig gemacht worden war, die Besorgnisse zu theilen anfing. Dann hatte sie auch, obgleich sie bereits mehrmals Gelegenheit gefunden, den überlegenen Verstand und seltenen Geist des armen Mädchens aus dem Volke zu würdigen, Höckchen nie mit solcher Beredtsamkeit sprechen hören, die ihre Quelle in dem edelsten aller Gefühle hatte. Dieser Umstand erhöhete den

Eindruck noch, den Adrienne empfand. In dem Augenblicke, als sie Höckchen antworten wollte, wurde an die Thüre des Zimmers geklopft und Florine trat ein.

Als Fräulein von Cardoville das ängstliche Gesicht ihres Kammermädchens erblickte, sagte sie rasch zu ihr:

„Nun, Florine, was giebt es Neues? Woher kommst Du, mein Kind?

„Aus dem Palast St. Dizier, mein Fräulein.“

„Warum dahin gehen?“ fragte Adrienne verwundert.

„Diesen Morgen theilte mir Mademoiselle (und Florine deutete auf Höckchen) ihre Vermuthungen und Besorgnisse mit; ich theilte sie. Der Besuch des Herrn Abbé von Aigrigny bei Herrn Rodin kam mir sehr wichtig vor und ich meinte, wenn Herr Rodin seit einigen Tagen in dem Palaste gewesen sein sollte, so wäre der Verrath nicht mehr zu bezweifeln.“

„Allerdings,“ sagte Adrienne, die immer unruhiger wurde; „nun?“

„Sie hatten mir die Aufsicht über die Ausräumung übertragen, und es befanden sich noch manche Gegenstände dort; ich mußte mich an Madame Grivois wenden, um mir die Wohnung öffnen zu lassen, und hatte also einen Vorwand, in den Palast mich zu begeben.“

„Nun, Florine, nun?“

„Ich suchte Madame Grivois zu einem Gespräche über Herrn Rodin zu bringen, aber vergebens.“

„Sie trauete Ihnen nicht,“ fiel Höckchen ein. „Das ließ sich erwarten.“

„Ich fragte sie,“ fuhr Florine fort, „ob man Herrn Rodin seit einiger Zeit in dem Palaste gesehen habe. Sie antwortete ausweichend. Da gab ich die Hoffnung auf, etwas zu erfahren, verließ Madame Grivois und ging, damit mein Besuch keinen Verdacht errege, in den Pavillon; aber was sah ich, als ich mich umdrehete? Einige Schritte von mir Herrn Rodin, der nach der kleinen Gartenthüre zuging und so wahrscheinlich unbemerkter entkommen zu können hoffte.“

„Mein Fräulein, Sie hören es,“ sagte Höckchen, indem sie bittend die Hände faltete; „zweifeln Sie noch?“

„Er! Bei der Fürstin von St. Dizier!“ entgegnete Fräulein von Cardoville, deren gewöhnlich so sanftes Auge plötzlich von heftigem Unwillen glänzte; dann setzte sie mit leicht bewegter Stimme hinzu: „weiter, Florine.“

„Ich blieb stehen, als ich Herrn Rodin sah,“ fuhr Florine fort, „trat dann zurück, gelangte, ohne gesehen worden zu sein, in den Pavillon und trat schnell in die kleine Vorhalle nach der Straße zu. Die Fenster gehen neben der Gartenthüre hinaus; ich öffnete sie, ließ aber die Jalousien zu und erblickte einen Fiacre, der auf Herrn Ro-

din wartete, denn einige Minuten nachher stieg er ein und sagte dabei zu dem Kutscher: Rue Blanche Nr. 39.''

,,Zu dem Prinzen!'' rief Fräulein von Cardoville aus.

,,Ja, mein Fräulein.''

,,Rodin sollte allerdings heute zu ihm gehen,'' sagte Adrienne nachdenkend.

,,Gewiß hintergeht er auch den Prinzen, wenn er Sie hintergeht, und er wird noch leichter sein Opfer werden, als Sie.''

,,Schändlich! Schändlich!'' rief plötzlich Fräulein von Cardoville aus, indem sie aufstand. In ihren Zügen sprach sich ein schmerzlicher Zorn aus. ,,Ein solcher Verrath! Da möchte man an Allem, an sich selbst verzweifeln.''

,,Es ist entsetzlich, nicht wahr?'' sprach Höckchen schaudernd.

,,Aber warum dann mich und die Meinigen retten und den Abbé von Aigrigny anklagen?'' fuhr Adrienne fort. ,,Die Gedanken verwirren sich dabei, .. es ist ein Abgrund. O wie schrecklich ist der Zweifel!''

,,Auf dem Rückwege,'' sprach Florine, die einen Blick liebevoller Ergebenheit auf ihre Herrin warf, ,,dachte ich über ein Mittel nach, das es dem Fräulein möglich mache, sich von der Wahrheit zu überzeugen; aber dann wäre auch keine Minute zu verlieren.''

„Was meinst Du?“ fragte Adrienne, indem sie Florine verwundert ansah.

„Herr Rodin wird bald bei dem Prinzen sein,“ sagte Florine.

„Ohne Zweifel,“ entgegnete Adrienne.

„Der Prinz hält sich immer in dem kleinen Zimmer auf, das in das Treibhaus geht .. Da wird er auch Rodin empfangen.“

„Nun?“ fragte Adrienne weiter.

„Dieses Treibhaus, das ich nach den Befehlen des Fräuleins einrichten ließ, hat einen einzigen Ausgang durch eine kleine Thüre, die in ein Gäßchen geht. Da hinein geht jeden Morgen der Gärtner, um nicht durch die Zimmer gehen zu müssen. Ist sein Dienst beendigt, dann geht er auch auf diesem Wege wieder fort.“

„Was willst Du damit sagen? Welchen Plan hast Du?“ fragte Adrienne, indem sie Florine in immer größerer Verwunderung ansah.

„Die Pflanzen sind so aufgestellt, daß ich glaube, man könnte, selbst wenn der Vorhang, welcher die Glasthüre verhüllt, nicht heruntergelassen wäre, so nahe an diese Thüre treten, um jedes Wort in dem Zimmer zu hören, ohne gesehen zu werden. Ich bin in den letzten Tagen immer durch diese Thüre hineingegangen, um die Einrichtung zu leiten .. Der Gärtner hatte einen Schlüssel,

ich einen andern . . Zum Glück habe ich denselben noch nicht abgegeben . . Ehe eine Stunde vergeht, können Sie wissen, woran Sie mit Rodin sind; denn wenn er den Prinzen hintergeht, hintergeht er auch Sie."

„Wie meinst Du das?" fragte Adrienne.

„Sie fahren sogleich mit mir fort; wir kommen an der Thüre in dem Gäßchen an; ich gehe, der größern Vorsicht wegen, allein hinein, und wenn mir die Gelegenheit günstig vorkommt, melde ich es Ihnen."

Spioniren!" fiel Fräulein von Cardoville stolz ein; „daran denkst Du nicht im Ernst."

„Verzeihen Sie, mein Fräulein," antwortete Florine, welche verlegen und betrübt die Augen niederschlug; „Sie hegten noch einiges Mißtrauen; dieses Mittel hielt ich für das einzige, dasselbe zu bestätigen oder zu vernichten."

„Sich bis zur Belauschung eines Gesprächs zu erniedrigen? Nie!" entgegnete Adrienne.

„Mein Fräulein," fiel plötzlich Höckchen ein, die seit einiger Zeit nachdenkend dagestanden hatte; „erlauben Sie mir zu sagen, Florine hat Recht, . . das Mittel ist peinlich, aber es allein kann Ihnen vielleicht für immer Gewißheit über Herrn Rodin verschaffen . . Es könnte ja auch, trotz der klar vorliegenden Thatsachen, trotz der beinahe sichern Gewißheit meiner Ahnungen, der Schein trügen . . Ich habe Herrn Rodin zuerst bei Ihnen verklagt und würde

mir es in meinem Leben nicht verzeihen, wenn ich ihn mit Unrecht beschuldiget hätte. Ohne Zweifel ist es, wie Sie sagen, peinlich, eine Unterredung belauschen . ." Dann, nach einem heftigen Kampfe mit sich selbst, setzte Höckchen hinzu, indem sie die Thränen der Schaam zurückzuhalten versuchte, die ihr in die Augen traten:

„Gleichwohl werde ich, da es sich vielleicht um Ihre Rettung handelt — denn wenn es ein Verrath ist, ist die Zukunft schrecklich — an Ihrer Stelle, wenn Sie es wünschen, hingehen, um . ."

„Kein Wort mehr, ich bitte Sie," entgegnete Fräulein von Cardoville, indem sie Höckchen unterbrach; „ich sollte Sie, meine arme Freundin, blos meinetwegen etwas thun lassen, was mir unwürdig vorkommt? Nie."

Dann wendete sie sich an Florine und sagte:

„Laß Herrn von Bonneville bitten, sogleich anspannen zu lassen."

„Sie willigen ein!" rief Florine aus, indem sie die Hände faltete und ihre Freude nicht zurückzuhalten suchte, und ihre Augen wurden auch feucht.

„Ja, ich willige ein," antwortete Adrienne mit bewegter Stimme; „wenn man einen Kampf, einen erbitterten Kampf gegen mich führen will, so muß ich mich darauf vorbereiten, und es wäre Schwäche und Thorheit, nicht auf seiner Hut zu sein. Ohne Zweifel ist mir dieser Schritt

unangenehm und wird mir schwer; aber es ist das einzige Mittel, mit dem Argwohne zu Ende zu kommen, der für mich eine ununterbrochene Qual sein würde, und vielleicht großes Unglück zu verhindern. Auch kann aus sehr wichtigen Gründen diese Unterredung Rodins mit dem Prinzen Dschalma für mich doppelt entscheidend werden in Bezug auf das Vertrauen oder auf den unerbittlichen Haß, den ich gegen Rodin hegen würde. Also, schnell, Florine, einen Mantel, einen Hut und meinen Wagen; Du wirst mich begleiten. Sie, liebe Freundin, erwarten mich hier," setzte sie gegen Höckchen hinzu.

— — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde nach dieser Unterredung hielt der Wagen Adriennes, wie man gesehen hat, an der kleinen Gartenthüre.

Florine trat in das Treibhaus und kam bald zurück, um ihrer Gebieterin zu sagen:

„Der Vorhang ist heruntergelassen, Fräulein; Rodin ist eben in das Zimmer des Prinzen hineingegangen."

Fräulein von Cardoville wohnte also ungesehen dem nachstehenden Auftritte zwischen Rodin und Dschalma bei.

Sechszehntes Kapitel.

Der Brief.

Einen Augenblick vor dem Eintreten des Fräulein von Cardoville in das Treibhaus war Rodin durch Faringhea zu dem Prinzen geführt worden, der, noch immer in der leidenschaftlichen Aufregung befangen, in welche ihn die Worte des Mestizen versetzt hatten, die Ankunft des Jesuiten nicht zu bemerken schien.

Dieser sah, überrascht von dem aufgeregten Aussehen Dschalmas, fragend Faringhea an, der verstohlen und symbolisch in folgender Art antwortete: nachdem er den Zeigefinger auf sein Herz und seine Stirn gelegt hatte, deutete er mit dem Finger auf das Glühen der Kohlen im Camine, und diese Pantomime sollte andeuten, der Kopf und das Herz Dschalmas ständen in Flammen.

Rodin verstand ohne Zweifel, was er sagen wollte, denn ein fast unbemerkliches Lächeln der Zufriedenheit flog über seine bleichen Lippen; dann sagte er laut zu Faringhea:

„Ich wünsche mit dem Prinzen allein zu sein; laß den Vorhang herunter und sorge dafür, daß wir nicht unterbrochen werden."

„Der Mestize verbeugte sich, berührte eine Feder neben der Spiegelscheibe der Glasthüre, und sie zog sich in dem Maße, wie der Vorhang sich herabsenkte, in den Falz hin-

ein, dann verbeugte er sich von neuem und verließ das Zimmer. Kurz nachher kamen Fräulein von Cardoville und Florine in dem Treibhause an, das von dem Zimmer, in welchem sich Dschalma befand, nur durch den weißseidnen Vorhang mit angestickten bunten Vögeln getrennt war.

Das Geräusch der Thüre, welches Faringhea beim Hinausgehen gemacht, schien den jungen Hindu zu sich selbst zu bringen; seine noch leicht aufgeregten Züge hatten indeß ihren gewöhnlichen Ausdruck der Ruhe und Milde wieder angenommen; er zuckte zusammen, strich mit der Hand über die Stirn, sah sich um, als wenn er aus tiefem Sinnen erwachte, trat dann eben so ehrerbietig als verlegen zu Rodin und sagte zu ihm mit der in seinem Vaterlande alten Männern gegenüber gebräuchlichen Anrede:

„Verzeihen Sie, mein Vater . .“

Und er wollte, nach der Ehrfurcht der jungen Leute gegen die Alten, die Hand Rodins ergreifen, um sie an seine Lippen zu führen, was aber der Jesuit verhinderte, indem er einen Schritt zurücktrat.

„Und weshalb soll ich Ihnen verzeihen, mein werther Prinz?“ sagte er zu Dschalma.

„Ich war in Gedanken versunken, als Sie eintraten, und bin Ihnen nicht sogleich entgegengekommen; verzeihen Sie, mein Vater ..“

„Ich verzeihe Ihnen, mein werther Prinz, .. doch las-

sen Sie uns plaudern, wenn es Ihnen gefällt; nehmen Sie Ihren Platz auf dem Sopha wieder ein und Ihre Pfeife, wenn Sie Lust haben."

Statt der Aufforderung Rodins nachzugeben und sich nach seiner Gewohnheit auf dem Sopha auszustrecken, setzte sich Dschalma auf einen Stuhl, trotz dem Widerstreben des alten Mannes mit dem guten Herzen, wie er den Jesuiten nannte.

„Ihre Förmlichkeit bringt mich wirklich in Verlegenheit, mein werther Prinz," sagte Rodin zu ihm. „Sie sind hier zu Hause, in Indien, wenigstens wünschen wir, daß Sie sich dahin versetzt halten."

„Vieles erinnert mich hier an mein Vaterland," sagte Dschalma mit sanfter Stimme. „Ihre Güte erinnert mich an meinen Vater und den, welcher ihn bei mir ersetzt," fügte der Hindu hinzu, der an den Marschall Simon dachte, dessen Ankunft man ihm bis jetzt noch nicht mitgetheilt hatte.

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort, indem er Rodin die Hand reichte:

„Nun .. Sie sind da und ich bin glücklich."

„Ich verstehe Ihre Freude, mein werther Prinz, denn ich will Sie der Haft entlassen, Ihren Kerker öffnen. Ich habe Sie ersucht, sich dieser kurzen freiwilligen Einschließung zu unterwerfen, weil sie zu Ihrem Vortheile war."

„Morgen werde ich also ausgehen können?"

„Heute noch, mein werther Prinz.“

Der junge Hindu dachte einen Augenblick nach und entgegnete alsdann:

„Ich habe Freunde, da ich hier in diesem Palaste bin, der nicht mein ist.“

„Ja .. Sie haben sie auch, .. vortreffliche Freunde,“ antwortete Rodin.

Das Gesicht Dschalmas schien bei diesen Worten noch schöner zu werden .. die edelsten Gefühle sprachen sich plötzlich in den beweglichen reizenden Zügen aus; seine großen schwarzen Augen befeuchteten sich leicht, und nach einer neuen Pause stand er auf, um Rodin mit bewegter Stimme zu sagen:

„Kommen Sie!“

„Wohin, werther Prinz?“ fragte der Andere verwundert.

„Meinen Freunden zu danken; .. ich habe drei Tage gewartet und .. das ist schon lange.“

„Erlauben Sie, werther Prinz, erlauben Sie, .. ich habe Ihnen darüber viel zu sagen .. Nehmen Sie wieder Platz.“

Dschalma setzte sich bereitwillig wieder nieder, und Rodin fuhr fort:

„Es ist wahr .. Sie haben Freunde, oder vielmehr einen Freund; die Freunde sind selten.“

„Aber Sie?"

„Sie haben Recht .. Sie haben also zwei Freunde, mein Prinz, mich, den Sie kennen und einen andern, den Sie nicht kennen und der .. Ihnen unbekannt zu bleiben wünscht."

„Warum?"

„Warum?" antwortete Rodin, einen Augenblick verlegen, „weil das Glück, das er empfindet, Ihnen Beweise seiner Freundschaft zu geben, weil seine Ruhe .. von diesem Geheimbleiben abhängen."

„Warum aber sich verbergen, wenn man Gutes thut?"

„Bisweilen um das Gute zu verbergen, das man thut, mein werther Prinz."

„Ich habe Vortheil von dieser Freundschaft; warum sich vor mir verbergen?"

Die wiederholten Warum des jungen Hindu schienen Rodin in ziemliche Verlegenheit zu setzen, der jedoch fortfuhr:

„Ich habe es Ihnen bereits gesagt, werther Prinz, Ihr geheimer Freund sieht vielleicht seine Ruhe bedroht, wenn er bekannt würde .."

„Wenn er als mein Freund bekannt würde?"

„Gerade deshalb, werther Prinz."

Die Züge Dschalmas nahmen alsbald einen Ausdruck trauriger Würde an; er richtete stolz das Haupt empor und sagte in stolzem strengem Tone:

„Da dieser Freund sich verbirgt, so schämt er sich meiner oder ich muß mich seiner schämen. Ich nehme Gastfreundschaft nur von Leuten an, deren ich würdig bin oder die meiner würdig sind . . Ich verlasse dieses Haus.“

Dschalma stand so entschlossen auf, daß Rodin ausrief:

„Aber so hören Sie mich doch an, werther Prinz; Sie sind, erlauben Sie mir es auszusprechen, unglaublich empfindlich . . Obgleich wir es versucht haben, Sie an Ihr schönes Vaterland zu erinnern, so sind wir hier doch in Europa, in Paris, und diese Betrachtung muß Ihre Ansicht doch etwas modifiziren . . Ich beschwöre Sie, hören Sie mich an.“

Dschalma besaß, trotz der vollkommnen Unkenntniß gewisser gesellschaftlichen Formen, einen zu gesunden Verstand, ein zu richtiges Gefühl für Recht und Unrecht, als daß er Gründen nicht hätte nachgeben sollen, wenn sie ihm .. vernünftig erschienen . . Die Worte Rodins beruhigten ihn und er antwortete mit der Bescheidenheit, die fast allen kräftigen und edeln Naturen angeboren ist:

„Mein Vater, Sie haben Recht, .. ich bin nicht mehr in meiner Heimath; hier sind die Gewohnheiten verschieden; ich werde mir das überlegen.“

Rodin sah sich bisweilen trotz seiner Schlauheit und Geschmeidigkeit durch die ungewöhnlichen Gedanken und das Benehmen des jungen Hindu von seinem Wege abge-

lenkt, und er bemerkte auch jetzt zu seiner großen Verwunderung, daß Dschalma einige Minuten nachdenkend blieb, bis derselbe in ruhigem Tone, aber fest überzeugt fortfuhr:

„Ich habe Ihnen gehorcht; ich habe überlegt, mein Vater.“

„Nun, mein werther Prinz?“

„In keinem Lande der Welt, unter keinem Vorwande darf ein Mann von Ehre die Freundschaft verbergen, die er für einen andern Mann von Ehre hegt.“

„Wenn es aber gefährlich für ihn ist, diese Freundschaft zu gestehen,“ sagte Rodin, sehr besorgt über die Wendung, welche die Unterredung nahm.

Dschalma sah den Jesuiten mit verächtlichem Erstaunen an und antwortete nicht.

„Ich verstehe Ihr Schweigen, werther Prinz, ein muthiger Mann muß der Gefahr trotzen, allerdings, aber wenn die Gefahr Sie bedrohete in dem Falle, daß diese Freundschaft entdeckt würde, wäre dann jener Ehrenmann nicht zu entschuldigen, sogar zu rühmen, daß er unbekannt bleiben will?“

„Ich nehme nichts von einem Freunde an, der mich für fähig hält, ihn aus Feigheit zu verläugnen ...“

„Werther Prinz, hören Sie mich an ...“

„Leben Sie wohl, mein Vater.“

„Bedenken Sie...“

„Ich habe gesprochen," entgegnete Dschalma im Achtung gebietenden Tone, indem er nach der Thüre zu ging.

„Wenn nun aber der Freund eine — Freundin wäre," rief Rodin, zum Aeußersten getrieben, indem er ihm nacheilte, denn er glaubte wirklich, Dschalma würde das Haus verlassen und damit alle seine Pläne umstürzen. Bei den letzten Worten Rodins blieb der Hindu plötzlich stehen.

„Eine Freundin?" rief er aus, und glühende Röthe überflog sein Gesicht; „eine Freundin?"

„Nun ja, wenn es ein Weib wäre," entgegnete Rodin, „würden Sie dann ihre Zurückhaltung und das Geheimniß begreifen, mit dem sie die Beweise von Zuneigung umhüllen muß, die sie Ihnen zu geben gedenkt?"

„Ein Weib?" wiederholte Dschalma mit bebender Stimme, indem er wie anbetend die Hände faltete.

Sein Gesicht drückte ein unbeschreibliches tiefes Gefühl aus.

„Ja, mein Prinz, ich muß es Ihnen wohl gestehen, da Sie mich dazu nöthigen; es ist eine ... ehrwürdige Pariserin, eine würdige Matrone, reich an Tugenden, deren hohes Alter allen Anspruch auf Ihre Achtung hat."

„Sie ist sehr alt?" rief der arme Dschalma aus, dessen reizender Traum sofort entschwand.

„Einige Jahre älter als ich," antwortete Rodin mit ironischem Lächeln, da er erwartete, daß der junge Mann

in komischer Weise seinen Verdruß oder sein Bedauern ausdrücken würde.

Dies geschah aber nicht.

Der leidenschaftlichen Liebesbegeisterung, welche sich einen Augenblick in den Zügen Dschalmas ausgesprochen hatte, folgte ein achtungsvoller, rührender Ausdruck; er sah Rodin ergriffen an und sagte mit bewegter Stimme zu ihm:

„Diese Frau ist also für mich eine Mutter?"

Unmöglich läßt sich der zugleich kindliche, traurige und liebevolle Ton wiedergeben, mit welchem der Hindu das Wort „Mutter" aussprach.

„Sie haben es gesagt, mein werther Prinz, diese achtbare Dame will eine Mutter für Sie sein; aber ich kann Ihnen die Ursache der Liebe nicht mittheilen, die sie für Sie empfindet ... Nur so viel glauben Sie, daß diese Liebe aufrichtig und die Ursache ehrenhaft ist. Ich kann Ihnen das Geheimniß nicht mittheilen, weil bei uns die Geheimnisse der Frauen, der jungen und alten, heilig sind."

„Mit Recht; auch soll ihr Geheimniß mir heilig sein, ich werde sie, ohne sie zu sehen, mit Achtung lieben ... So liebt man Gott, ohne ihn zu sehen.."

„Jetzt, mein werther Prinz, lassen Sie mich Ihnen sagen, welche Absichten Ihre mütterliche Freundin hat ... Dieses Haus wird immer zu Ihrer Verfügung bleiben,

wenn es Ihnen gefällt, vier französische Diener, ein Wagen und Pferde; die Rechnungen Ihres Hauses werden bezahlt werden .. Da ferner der Sohn eines Königs königlich leben muß, so habe ich in dem anstoßenden Zimmer eine Chatoulle mit fünfhundert Louisd'or gelassen; man wird Ihnen jeden Monat eine gleiche Summe auszahlen, und wenn sie für Ihre kleinen Ausgaben nicht hinreicht, so werden Sie es sagen, und sie wird erhöhet werden.''

Nach einer Bewegung Dschalmas setzte Rodin schnell hinzu:

,,Ich muß Ihnen sofort sagen, werther Prinz, daß Ihr Zartgefühl vollkommen ruhig sein kann. Zuerst nimmt man von einer — Mutter Alles an, und da Sie nach etwa drei Monaten in den Besitz einer außerordentlich großen Erbschaft gelangen werden, so wird es Ihnen leicht sein, für den Fall, daß Ihnen die Verpflichtung lästig wäre (im äußersten Falle kann sich die Summe auf vier- bis fünftausend Louisdor belaufen), das Geld zurückzuerstatten; schonen Sie also nicht, befriedigen Sie alle Ihre Einfälle; ... man wünscht, daß Sie in der großen Welt von Paris erscheinen möchten, wie der Sohn eines Königs erscheinen muß, den man den V a t e r d e s E d e l s i n n i g e n nannte. Aber, noch einmal, ich beschwöre Sie, lassen Sie sich nicht durch falsches Zartgefühl zurückhalten; wenn die Summe nicht hinreicht...''

„Ich werde mehr verlangen ..., meine Mutter hat recht, ... ein Königssohn muß königlich leben.“

Diese Antwort gab der Hindu ganz einfach, ohne wie es schien, im Geringsten über diese glänzenden Anerbietungen sich zu verwundern. Es konnte nicht anders sein. Dschalma hätte dasselbe gethan, was man für ihn that; man weiß ja, wie verschwenderisch freigebig und gastfrei die indischen Fürsten sind. Dschalma war eben so gerührt als überrascht, als er erfuhr, daß eine Frau ihm mit mütterlicher Liebe zugethan sei. Den Luxus, mit dem sie ihn umgeben wollte, nahm er ohne Erstaunen und ohne Bedenken an.

Diese Resignation täuschte Rodin wiederum, der bereits mehrere vortreffliche Gründe in Bereitschaft hatte, den Hindu zur Annahme zu bewegen.

„Es ist also Alles abgemacht, mein werther Prinz,“ fuhr der Jesuit fort. „Da Sie nun in der Gesellschaft sich bewegen und durch die beste Thüre, wie wir sagen, hineingelangen sollen, so wird ein Freund Ihrer mütterlichen Beschützerin, der Graf von Montbron, ein erfahrner bejahrter Mann, welcher den höchsten Kreisen angehört, Sie in den besten Häusern von Paris einführen.

„Warum wollen Sie nicht selbst mich einführen?“

„Ach, mein werther Prinz, betrachten Sie mich doch,

und sagen Sie selbst, ob ich wohl dazu geeignet wäre. Nein, nein, ich lebe allein und zurückgezogen. Dann,“ setzte Rodin nach einer Pause hinzu, indem er den jungen Prinzen durchdringend ansah, als wolle er ihn durch die folgenden Worte einem Experimente unterziehen: „und dann, sehen Sie, wird Herr von Montbron auch besser als ich im Stande sein, Sie in den Kreisen, die er besucht, auf die Schlingen aufmerksam zu machen, die man Ihnen legen könnte, denn wenn Sie Freunde haben, haben Sie auch Feinde, Sie wissen es ja, hinterlistige Feinde, die Ihr Vertrauen auf die abscheulichste Weise gemißbraucht und Sie verspottet haben ... Da nun leider ihre Macht eben so groß ist als ihre Schlechtigkeit, so wäre es vielleicht klüger, sie zu meiden und zu fliehen, als ihnen geradezu zu widerstehen.“

Bei der Erinnerung an seine Feinde, bei dem Gedanken sie zu fliehen, schauerte Dschalma über den ganzen Körper, und sein Gesicht wurde plötzlich todtenbleich; aus seinen maßlos weit aufgerissenen Augen, deren Sterne von einem weißen Kranze umfaßt sich darstellten, funkelte ein unheimliches Feuer; nie sprachen sich die Verachtung, der Haß, der Rachedurst schrecklicher in menschlichen Zügen aus. Seine blutrothe Oberlippe ließ die kleinen weißen, dicht aneinander gedrängten Zähne sehen, indem sie sich krampfhaft emporzog und seinem sonst so reizenden Gesichte

einen Ausdruck so thierischer Wildheit gab, daß Rodin von seinem Stuhle aufstand und ausrief:

„Was ist Ihnen, Prinz? Sie erschrecken mich.“

Dschalma antwortete nicht; er war auf seinem Stuhl halb zusammengesunken, seine beiden Hände, welche die Wuth zusammenballte, stützten sich auf einander, und er schien sich an eine Lehne des Stuhles anzuklammern, um nicht einem Wuthanfalle nachzugeben. Der Zufall wollte, daß in diesem Augenblicke die Bernsteinspitze der Tabakspfeife unter seinen Fuß gerollt war; die mächtige Anspannung, welche alle Nerven und Muskeln des Hindu zusammenzog, war so gewaltig, er besaß trotz seiner Jugend und Schmächtigkeit eine solche Kraft, daß er durch eine rasche Bewegung die Bernsteinspitze trotz ihrer Härte in Staub zermalmte.

„Aber, in des Himmels Namen, Prinz, was ist Ihnen?“ fragte Rodin.

„So werde ich meine feigen Feinde zermalmen,“ rief Dschalma mit drohendem funkelndem Blicke. Und er sprang, als hätten diese Worte seine Wuth auf den höchsten Gipfel getrieben, von seinem Stuhle auf, lief mit stieren Augen einige Secunden in dem Zimmer hin und her, gleich als suche er eine Waffe, und stieß von Zeit zu Zeit einen gewissen heisern Ton aus, den er zu ersticken suchte, indem er seine beiden Fäuste geballt auf seinen Mund legte,

während seine Kinnladen krampfhaft zitterten. Es war die ohnmächtige Wuth des blutdürstigen wilden Thieres.

Der junge Hindu war so großartig wildschön, man fühlte es, daß jene göttlichen Triebe von blutdürstiger Gier und blinder Unerschrockenheit durch den Abscheu vor dem Verrathe und der Schlechtigkeit auf diesen Punkt gesteigert und auf den Krieg oder auf die riesenhaften indischen Jagden angewendet, die noch mörderischer sind, als die Schlacht, aus Dschalma das machen mußten, was er war, einen Helden.

Rodin bewunderte mit schauerlicher Freude den feurigen Ungestüm der Leidenschaften dieses jungen Hindu, die unter gegebenen Umständen in fürchterlicher Weise zum Ausbruche kommen mußten. Mit einemmale beruhigte sich zur großen Verwunderung des Jesuiten dieser Sturm; die Wuth Dschalmas besänftigte sich fast plötzlich, weil das Nachdenken ihm das Vergebliche derselben zeigte; er schlug dann, aus Scham über dieses kindische Aufbrausen, die Augen nieder; sein Gesicht blieb finster und bleich, und dann sagte er mit kalter Ruhe, die noch furchtbarer war als der Ungestüm, zu dem er sich eben hatte hinreißen lassen:

„Mein Vater, Sie werden mich heute noch zu meinen Feinden führen.“

„Zu welchem Zwecke, mein werther Prinz? Was wollen Sie?“

„Die Schändlichen umbringen.“

„Sie umbringen?! Daran denken Sie nicht.“

„Faringhea wird mir beistehen.“

„Noch einmal, bedenken Sie, daß Sie hier nicht an den Ufern des Ganges sind, wo man seinen Feind tödtet, wie man auf der Jagd einen Tiger tödtet.“

„Man schlägt sich mit einem ehrlichen Feinde, und einen Verräther stößt man nieder wie einen verfluchten Hund,“ entgegnete Dschalma eben so überzeugt als ruhig.

„Ach, Prinz, dessen Vater der Vater des Edeln genannt wurde,“ sprach Rodin ernst, „welche Freude würden Sie haben, wenn Sie Menschen ermordeten, die eben so feige als boshaft sind?“

„Es ist eine Pflicht, das zu vertilgen, was gefährlich ist.“

„Rache also, mein Prinz?“

„An einer Schlange räche ich mich nicht,“ sprach der Hindu mit bitterm Stolze, „ich zertrete sie.“

„Aber, mein lieber Prinz, hier entlediget man sich seiner Feinde nicht in dieser Weise, wenn man sich zu beklagen hat..“

„Die Weiber und die Kinder klagen,“ sagte Dschalma, indem er Rodin unterbrach, „die Männer handeln.“

„An den Ufern des Ganges, lieber Prinz, hier nicht. Hier nimmt der Staat Ihrer Sache sich an, prüft sie, beurtheilt sie und straft, wenn er es für recht findet..“

„Wenn ich beleidiget war, bin ich Richter und Henker.“

„Hören Sie mich um Gottes willen an; Sie sind den gehässigen Fallstricken Ihrer Feinde entgangen, nicht wahr? Nun, nehmen Sie an, daß es durch die Aufopferung der ehrwürdigen Frau gelungen sei, welche Sie wie eine Mutter liebt; was würden Sie thun, wenn sie, die Sie gerettet hat, Sie um die Verzeihung für Ihre Feinde bäte?..“

Der Hindu senkte das Haupt und antwortete einige Augenblicke nicht.

Rodin benutzte diese Unschlüssigkeit und fuhr fort:

„Ich könnte Ihnen sagen: Prinz, ich kenne Ihre Feinde, aber ich werde Ihnen die Namen nicht nennen, damit Sie keine schreckliche Unvorsichtigkeit begehen; aber nein, ich schwöre Ihnen, daß, sobald es die achtbare Person, die Sie wie einen Sohn liebt, recht und nützlich findet, ich Ihnen diese Namen nennen werde; bis sie sich ausgesprochen hat, schweige ich.“

Dschalma sah Rodin finster und zornig an.

In diesem Augenblicke trat Faringhea ein und sagte zu Rodin:

„Ein Mann, der einen Brief bringt, ist bei Ihnen

gewesen. Man hat ihm dort gesagt, Sie wären hier, und er ist hier angekommen. Soll ich den Brief annehmen? Er sagt, er sei von dem Herrn Abbé von Aigrigny ..."

„Gewiß," antwortete Rodin, der dann noch hinzusetzte: „wenn es der Prinz erlaubt."

Dschalma nickte und Faringhea ging hinaus.

„Sie verzeihen mir, mein Prinz, ich erwartete diesen Morgen einen sehr wichtigen Brief; da er nicht ankam und ich gleichwohl nicht länger zögern wollte, Sie zu sehen, so ließ ich den Auftrag zurück, den Brief mir hierher zu schicken."

Einige Augenblicke später erschien Faringhea wieder mit einem Briefe, den er Rodin übergab, worauf der Mestize sich wieder entfernte.

Siebzehntes Kapitel.

Adrienne und Dschalma.

Als Faringhea das Zimmer wieder verlassen hatte, nahm Rodin den Brief des Abbé von Aigrigny mit der einen Hand, während er mit der andern etwas zu suchen schien, zuerst in der Seitentasche seines Rockes, dann in der hintern Rocktasche, dann in der Beinkleidertasche .. Als

er nichts fand, legte er den Brief auf das abgeschabte Knie seiner schwarzen Beinkleider und betastete sich mit beiden Händen mit einer Miene des Bedauerns und der Unruhe.

Die verschiedenen Bewegungen dieser Pantomime, die mit vollkommener Natürlichkeit gespielt wurde, begleitete er endlich mit dem Ausrufe:

„Ach, mein Gott, das ist trostlos!“

„Was ist Ihnen?“ fragte Dschalma, indem er aus dem düstern Schweigen auffuhr, in das er seit einigen Augenblicken versunken war.

„Ach, mein werther Prinz,“ antwortete Dschalma, „es ist mir das Allergewöhnlichste, das Kindischeste geschehen, was aber gleichwohl für mich höchst unangenehm ist: ich habe meine Brille vergessen oder verloren, kann also hier in dem matten Lichte und besonders wegen meiner durch das Alter und die Arbeit sehr geschwächten Augen den Brief nicht lesen, der so sehr wichtig ist, da man von mir eine sofortige, sehr einfache und sehr bestimmte Antwort, ein Ja oder Nein, erwartet. Die Zeit drängt; es ist zum Verzweifeln .. Wenn nur wenigstens Jemand,“ setzte er hinzu, indem er diese Worte besonders betonte, ohne Dschalma anzusehen, so daß dieser es bemerken mußte, „mir den Gefallen erweisen könnte, mir ihn vorzulesen, aber nein .. Niemand, Niemand ..“

„Mein Vater,“ sagte Dschalma gefällig zu ihm, „soll

ich für Sie lesen? Ich werde, wenn ich gelesen, auch das Gelesene vergessen haben..“

„Sie?“ rief Rodin aus, als wenn ihm der Antrag des Hindu außerordentlich und gefährlich vorkomme, „das geht nicht an, mein Prinz.. Sie, diesen Brief lesen..“

„So entschuldigen Sie meinen Antrag,“ entgegnete Dschalma sanft.

„Indeß,“ fuhr Rodin nach einigem Nachdenken und indem er mit sich selbst sprach, fort, „warum nicht?“ Darauf wendete er sich an Dschalma und setzte hinzu:

„Sie wollten wirklich die Gefälligkeit haben? Ich hätte es nicht gewagt, Sie um diesen Dienst zu ersuchen.“

Mit diesen Worten übergab Rodin Dschalma den Brief, der ihn laut vorlas. Er lautete also:

„Ihr Besuch von diesem Morgen in dem Palaste St. „Dizier muß nach dem, was mir berichtet worden ist, für „einen neuen Angriff von Ihrer Seite angesehen werden.

„Hier der neue Vorschlag, den man Ihnen angekün„diget hat; vielleicht ist er eben so fruchtlos wie der Schritt, „den ich versuchte, als ich mich in die Straße Clovis „begab.

„Nach jener langen und peinlichen Unterredung habe „ich Ihnen gesagt, daß ich Ihnen schreiben würde; ich „halte mein Versprechen und hier ist mein Ultimatum.

„Zuerst eine Warnung:

„Sehen Sie sich vor . . Wenn Sie darauf beharren, „einen ungleichen Kampf zu bestehen, so werden Sie selbst „dem Hasse derer sich ausgesetzt sehen, die Sie so thörich- „terweise beschützen wollen. Man hat tausend Mittel, Sie „bei denselben zu verderben, indem man sie über Ihre Pläne „aufklärt . . Man wird ihnen beweisen, daß Sie an dem „Complott Theil genommen haben, das Sie jetzt entschleiern „wollen, und zwar nicht aus Edelmuth, sondern aus „Habsucht.“

Obgleich Dschalma zart genug fühlte, um einzusehen, daß die geringste Frage an Rodin in Bezug auf diesen Brief eine große Indiscretion sein würde, so konnte er doch nicht umhin, nach dieser Stelle rasch nach dem Jesuiten hin zu sehen.

„Mein Gott, ja, es handelt sich um mich, . . um mich selbst . . So wie Sie mich da sehen, mein werther Prinz,“ setzte er hinzu, indem er auf seine ärmliche Kleidung zeigte, „klagt man mich der Habsucht an.“

„Und wer sind die Leute, die Sie beschützen?“

„Die ich beschütze?“ wiederholte Rodin, indem er sich stellte, als sei er über die Antwort verlegen, „wer die sind, welche ich beschütze? Hm! hm! Ich will es Ihnen sagen . . Es sind . . . es sind arme Teufel, die nichts haben, aber gute Menschen, die nichts besitzen, als ihr gutes Recht bei — einem Prozesse, den sie führen; sie werden von sehr

mächtigen, sehr mächtigen Personen bedroht. Zum Glück kenne ich sie so genau, daß ich ihnen zum Vortheile meiner Schützlinge die Maske abziehen kann . . Da ich selbst arm bin, trete ich natürlich auf die Seite der Armen; aber lesen Sie weiter.“

Dschalma fuhr fort:

„Sie haben Alles zu fürchten, wenn Sie fortwährend „sich uns feindlich zeigen, und nichts zu gewinnen, wenn „Sie die Partei derer ergreifen, welche Sie Ihre Freunde „nennen, die man aber mit mehr Recht die von Ihnen Be„trogenen nennen könnte; denn Ihre Uneigennützigkeit „wäre unerklärlich, wenn sie aufrichtig wäre. Es müssen „also dahinter versteckte habsüchtige Nebengedanken liegen, „und sie liegen dahinter, ich wiederhole es . .

„Nun, selbst in dieser Beziehung kann man Ihnen eine „bedeutende Entschädigung bieten, mit dem Unterschiede, „daß Ihre Hoffnungen sich ausschließlich auf die wahr„scheinliche Erkenntlichkeit Ihrer Freunde gründen, was „doch sehr zweifelhaft und unsicher ist, während unsere An„erbietungen augenblicklich verwirklichet werden würden; „ich will Ihnen mit deutlichen Worten sagen, was man „von Ihnen verlangt. Sie werden noch heute Abend, „spätestens vor Mitternacht, Paris verlassen und sich ver„pflichten, vor sechs Monaten nicht daher zurückzukommen.“

Dschalma konnte eine Bewegung der Verwunderung nicht unterdrücken und sah Rodin an.

„Es ist ganz einfach,“ sagte dieser; „der Prozeß meiner armen Schutzbefohlenen wird vor dieser Zeit entschieden werden, und wenn man mich entfernt, hindert man mich, über sie zu wachen; Sie sehen das ein, mein werther Prinz,“ sagte Rodin mit bitterm Unwillen. „Fahren Sie gefälligst fort und entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbrach, aber so große Unverschämtheit empört mich.“

Dschalma fuhr fort:

„Damit wir die Gewißheit von Ihrer Entfernung aus „Paris während der sechs Monate haben, werden Sie sich „zu einem unserer Freunde in Deutschland begeben, der „Sie freundlich aufnehmen wird; aber Sie müssen bis „zum Ablaufe der gesetzten Zeit dort verbleiben.“

„Ja, ein freiwilliges Gefängniß,“ fiel Rodin ein.

„Unter diesen Bedingungen werden Sie einen Jahrge„halt von monatlich 1000 Frcs. von Ihrer Abreise von „Paris an erhalten, 10,000 Frcs. baar und 20,000 Frcs. „nach Ablauf der sechs Monate. Alles wird Ihnen hin„reichend verbürgt werden. Nach den sechs Monaten wird „man Ihnen endlich eine ehrenvolle und unabhängige „Stellung geben.“

Da Dschalma in unwillkührlichem Unwillen inne hielt, sagte Rodin zu ihm:

„Lesen Sie nur weiter, lieber Prinz; man muß bis zu Ende lesen; Sie werden sich dann eine Vorstellung von dem machen können, was in unserer Civilisation vorgeht.“

Dschalma las weiter:

„Sie kennen den Gang der Ereignisse hinreichend und
„wissen, daß wir dadurch, daß wir Sie entfernen, nur
„einen nicht eben sehr gefährlichen, aber sehr lästigen Feind
„beseitigen wollen; lassen Sie sich durch Ihren ersten Erfolg
„nicht verblenden. Die Folgen Ihrer Denunciation wer-
„den verwischt werden, weil sie eine Verleumdung ist; der
„Richter, bei dem sie angebracht wurde, wird seine gehäs-
„sige Parteilichkeit schwer bereuen. Sie können von die-
„sem Briefe jeden beliebigen Gebrauch machen. Wir wis-
„sen, was, wie und an wen wir schreiben. Sie werden
„diesen Brief um drei Uhr erhalten. Wenn wir um vier
„Uhr keine schriftliche vollständige Einwilligung von Ihnen
„unter diesem Briefe haben, so beginnt der Kampf, nicht
„morgen, sondern schon heute Abend ..“

Nach Beendigung des Briefes sah Dschalma Rodin an, der zu ihm sagte:

„Erlauben Sie mir, Faringhea zu rufen.“

Er klingelte und der Mestize erschien.

Rodin nahm den Brief aus der Hand Dschalmas, zerriß ihn in zwei Stücke, zerdrückte ihn in der Hand, so

daß er eine Art Kugel daraus machte, übergab ihn so dem Mestizen und sagte zu demselben:

„Geben Sie das der Person, die wartet, und sagen Sie ihr, das sei meine Antwort auf den schamlosen, unwürdigen Brief, verstehen Sie? auf diesen schamlosen und unwürdigen Brief.“

„Ich verstehe wohl,“ sagte der Mestize und ging.

„Es ist vielleicht ein für Sie gefährlicher Kampf, mein Vater,“ sagte der Hindu theilnehmend.

„Ja, werther Prinz, er ist vielleicht gefährlich, aber ich mache es nicht wie Sie, ich will meine Feinde nicht ermorden, weil sie feig und schlecht sind; ich bekämpfe sie . . unter dem Schilde des Gesetzes; folgen Sie meinem Beispiele.“ Als Rodin sah, daß sich die Züge Dschalmas wieder verdüsterten, setzte er hinzu: „ich habe Unrecht; ich will Ihnen nichts mehr darüber rathen; aber darüber können wir uns vereinigen, daß Sie die Sache allein dem Urtheile ihrer würdigen mütterlichen Beschützerin überlassen. Morgen werde ich sie sehen; wenn sie einwilliget, werde ich Ihnen den Namen Ihrer Feinde nennen; wenn nicht, schweige ich.“

„Und diese Frau, diese zweite Mutter,“ sagte Dschalma, „hat einen solchen Charakter, daß ich mich ihrem Urtheile unterwerfen kann?“

„Sie,“ entgegnete Rodin, indem er die Hände faltete

und wie in Begeisterung fortfuhr, „sie ist das Edelste, das Herrlichste auf Erden! Wenn Sie wirklich ihr Sohn wären, wenn sie Sie mit der ganzen Kraft der mütterlichen Liebe liebte, wenn sie zwischen einer Schlechtigkeit und dem Tode für Sie zu wählen hätte, würde sie zu Ihnen sagen: „stirb" und bereit sein, mit Ihnen zu sterben."

„Ach, die edle Frau! So war meine Mutter!" rief Dschalma aus.

„Sie," fuhr Rodin in steigender Begeisterung fort, und er näherte sich dabei dem Vorhange am Fenster, auf das er besorgt von der Seite blickte, „Ihre Beschützerin . . Denken Sie sich den Muth, die Rechtlichkeit und Redlichkeit in Person . . Ja, besonders treu und redlich ist sie! Sie ist der ritterliche Freimuth eines hochherzigen Mannes in Verein mit der stolzen Würde einer Frau, die in ihrem Leben nicht nur nie gelogen, nicht nur keinen ihrer Gedanken verheimlichet hat, sondern auch lieber sterben, als dem geringsten jener kleinen Gefühle von List, Verstellung oder Schlauheit nachgeben würde, zu denen gewöhnliche Frauen durch ihre Lage fast gezwungen werden."

Es ist schwer, die Bewunderung zu schildern, welche sich in den Zügen Dschalmas aussprach, als er jene Frau so von Rodin schildern hörte; seine Augen glänzten, seine Wangen rötheten sich und sein Herz klopfte von Begeisterung.

„Schön, schön, edles Herz," sagte Rodin zu ihm, in-

dem er noch einen Schritt nach der Glasthüre hin that, „ich sehe es gern, wenn Ihre schöne Seele so aus Ihren schönen Zügen glänzt, indem Sie von Ihrer unbekannten Gönnerin sprechen hören; denn sie ist jener heiligen Bewunderung würdig, welche edle Herzen und große Charaktere einflößen.“

„Ich glaube Ihnen,“ rief Dschalma entzückt aus; „mein Herz ist von Bewunderung durchdrungen, aber auch von Erstaunen, denn meine Mutter ist nicht mehr, und es giebt noch eine solche Frau?“

„Ach ja, sie lebt zum Troste der Betrübten, als Stolz ihres Geschlechts lebt sie; sie lebt, um der Wahrheit Verehrung, der Lüge Verdammung zu erwerben. Die Lüge, die Verstellung haben nie diese glänzende Rechtlichkeit getrübt, die heldenmüthig ist wie das Schwert eines Ritters.. Vor wenigen Tagen noch sprach diese edle Frau bewundernswürdige Worte zu mir, die ich mein ganzes Leben lang nicht vergessen werde; mein Herr, sagte sie, sobald ich Argwohn gegen Jemanden hege, den ich liebe oder achte..“

Rodin konnte nicht zu Ende sprechen.

Der Rollvorhang, der von außen so stark erschüttert wurde, daß die Feder zerbrach, flog plötzlich in die Höhe zum großen Erstaunen Dschalmas, der vor seinen Blicken Fräulein von Cardoville erscheinen sah.

Der Mantel Adriennes war von ihren Schultern ge-

glitten und der Hut, dessen Bänder offen gewesen, in Folge der heftigen Bewegung, die sie nach der Thüre zu machte, herabgefallen.

Da sie ihr Haus eilig verlassen, so hatte sie über den malerischen und reizenden Anzug, den sie oft in ihrem Zimmer trug, nur einen Mantel werfen können, und sie erschien unter den Blättern und Blumen vor den Augen Dschalmas in so strahlender Schönheit, daß der Hindu zu träumen glaubte.

Mit gefaltenen Händen, die Augen weit aufgerissen, den Körper leicht nach vorn gebogen, als beuge er sich, um zu beten, stand er da, vor Bewunderung starr.

Fräulein von Cardoville stand bewegt, mit leicht gerötheten Wangen, ohne in das Zimmer hineinzutreten, auf der Schwelle der Thüre zum Treibhause.

Alles dies war in weit kürzerer Zeit geschehen, als die Beschreibung fordert; Rodin rief deshalb auch, sobald der Rollvorhang emporgezogen wurde, in verstellter Ueberraschung aus:

„Sie hier, mein Fräulein?“

„Ja,“ antwortete Adrienne mit bewegter Stimme, „ich selbst will den Ausspruch beendigen, den Sie begannen; ich hatte Ihnen gesagt, daß, sobald mir ein Argwohn in den Sinn komme, ich es gegen die Person ausspräche, die mir ihn einflößte. Ich gestehe nun, daß ich gegen diese

Ehrlichkeit gehandelt habe; ich war hierher gekommen, um Sie zu belauschen, als Ihre Antwort an den Abbé von Aigrigny mir ein neues Pfand Ihrer Aufrichtigkeit gab; ich zweifelte an Ihrer Ehrlichkeit, als Sie gerade von meinem Freimuthe sprachen . . Zum erstenmale in meinem Leben habe ich mich zur List herabgelassen; diese Schwachheit verdient eine Strafe und ich erdulde sie, — eine Genugthuung, und ich gebe sie, — Entschuldigungen, die ich Ihnen biete.'' Dann wendete sie sich an Dschalma und setzte hinzu: ,,jetzt, mein Prinz, ist das Geheimniß nicht mehr erlaubt; . . ich bin Ihre Verwandte, Fräulein von Cardoville, und hoffe, daß Sie die Gastfreundschaft, die Sie von einer Mutter annahmen, auch von einer Schwester annehmen werden.''

Dschalma antwortete nicht; er war in begeisterte Betrachtung versunken vor dieser plötzlichen Erscheinung, welche die reizendsten Bilder seiner Träume übertraf und empfand gewissermaßen einen Rausch, der seine Gedanken lähmte und die ganze Kraft seines Seins in den Augen concentrirte. So wie man vergebens einen unerlöschlichen Durst zu tilgen sucht, sog der brennende Blick des Hindu mit unendlicher Gier den vollendeten Reiz des jungen Mädchens gleichsam in sich.

Und wirklich, es hatten nie zwei vollendetere Musterbilder einander gegenüber gestanden, denn Adrienne und

Dschalma waren das Urbild der männlichen und weiblichen Schönheit. Es schien ein Wink des Schicksals oder der Vorsehung in diesem Begegnen dieser beiden so jungen und lebhaften, so edelsinnigen und leidenschaftlichen, so heldenmüthigen und stolzen Naturen zu liegen, die seltsamer Weise bereits ihren ganzen geistigen Werth kannten, bevor sie einander gesehen hatten, denn wenn, wie Rodin sagte, Dschalma in seinem Herzen eine eben so plötzliche als lebendige Bewunderung der muthigen und edeln Eigenschaften jener unbekannten Wohlthäterin empfunden hatte, die er nun in Fräulein von Cardoville wiederfand, so war diese ihrer Seits durch das Gespräch zwischen Rodin und Dschalma, das sie mit anhörte, abwechselnd gerührt und erschreckt worden, je nachdem der Hindu den Adel seiner Seele und die weiche Gutmüthigkeit seines Herzens, oder den schrecklichen Ungestüm seines Charakters verrathen hatte. Jetzt konnte sie eine Bewegung des Erstaunens, das fast an Bewunderung grenzte, bei dem Anblicke der überraschenden Schönheit des Prinzen nicht unterdrücken, und bald war nach einem seltsamen, schmerzlichen Gefühle ihr ganzer Körper gleichsam elektrisch durchzuckt worden, als ihr Auge dem Auge Dschalmas begegnete.

Sie bemühete sich zwar, in grausamer Verlegenheit und in Schmerz über die Unruhe, die sie verwünschte, einen tiefen Eindruck zu verhüllen, indem sie sich an Rodin wendete,

um sich zu entschuldigen, daß sie Argwohn gegen ihn gehegt habe, aber das Schweigen, in dem der Hindu verharrte, verdoppelte ihre peinliche Verlegenheit.

Sie schlug die Augen von neuem zu dem Prinzen empor, um ihn aufzufordern, auf ihr schwesterliches Anerbieten zu antworten, senkte sie aber, als sie nochmals dessen wildem, glühendem, stierem Blick begegnete, wiederum in einem Gefühle von Angst, Traurigkeit und verletztem Stolze ... Sie wünschte sich sogar Glück, die unabweisliche Nothwendigkeit geahnt zu haben, Dschalma von sich fern zu halten, eine so große Furcht erregte dessen ungestümes leidenschaftliches Wesen bereits in ihr. Um dieser peinlichen Lage ein Ende zu machen, sagte sie leise und mit bebender Stimme zu Rodin:

„Sprechen Sie mit dem Prinzen, wiederholen Sie ihm mein Anerbieten ... Ich kann nicht länger hier bleiben ...“

Nach diesen Worten that sie einen Schritt nach Florine zu.

Auf die erste Bewegung Adriennes stürzte sich Dschalma nach ihr hin, mit einem Sprunge wie ein Tiger, dem man die Beute entreißen will, und das Fräulein, das über den Ausdruck wilder Glut in den Zügen des Hindu erschrak, floh mit einem lauten Schrei.

Bei diesem Schrei kam Dschalma wieder zu sich und erinnerte sich alles dessen, was geschehen war ... Bleich

vor Bedauern und Scham, bebend, mit Thränen in den Augen, mit verstörten Zügen, welche die größte Verzweiflung verriethen, sank er vor Adrienne auf die Knie, erhob die Hände zu ihr empor und sprach mit sanfter, flehendlicher, schüchterner Stimme:

„Ach, bleiben, bleiben Sie! Verlassen Sie mich nicht; ... ich habe so lange auf Sie gewartet."

Auf diese Bitte, die mit der schüchternen Natürlichkeit eines Kindes und mit einer Ergebung gesprochen wurde, welche so seltsam von der Heftigkeit abstach, die Adrienne so sehr erschreckt hatte, antwortete sie, indem sie Florinen winkte, sich zum Fortgehen anzuschicken:

„Prinz, es ist mir nicht möglich länger hier zu bleiben . . ."

„Aber ... Sie werden wiederkommen?" fragte Dschalma, indem er die Thränen zurückdrängte; „ich werde Sie wiedersehen?"

„Nein, nie, nie!" rief Fräulein von Cardoville mit kaum vernehmlicher Stimme, dann benutzte sie die Bestürzung, in welche ihre Antwort Dschalma versetzt hatte, und verschwand schnell hinter den Pflanzen des Treibhauses.

In dem Augenblicke, als Florine ihrer Herrin nacheilte und an Rodin vorüberkam, sagte dieser rasch und leise zu ihr:

„Morgen muß es mit dem Höckchen zu Ende kommen."

Florine schauderte und verschwand, ohne Rodin zu antworten, gleich Adriennen hinter einem der Pflanzendickichte.

Dschalma war wie vernichtet auf den Knieen liegen geblieben. Sein Haupt war auf seine Brust gesunken; sein schönes Gesicht drückte weder Zorn noch Unwillen, sondern das schmerzlichste Erstaunen aus; er weinte still. Als er Rodin zu sich treten sah, richtete er sich auf, aber er zitterte so stark, daß er kaum den Divan erreichen konnte, auf den er sank, während er sein Gesicht mit den Händen bedeckte.

Da trat Rodin zu ihm und sprach in sanftem Tone:

„Ach, ich fürchtete das; ich wollte Sie mit Ihrer Wohlthäterin nicht bekannt machen, und hatte sogar gesagt, sie sei alt; wissen Sie warum, Prinz?"

Dschalma ließ, ohne zu antworten, seine Hände auf seine Knie sinken und wandte sein noch von Thränen überströmtes Gesicht gegen Rodin.

„Ich wußte, daß Fräulein von Cardoville sehr schön ist; ich wußte, daß man sich in Ihrem Alter leicht verliebt," fuhr Rodin fort, „und ich wollte Ihnen diesen unglücklichen Unfall ersparen, werther Prinz, denn Ihre schöne Beschützerin liebt einen schönen jungen Mann dieser Stadt..."

Bei diesen Worten fuhr Dschalma rasch mit den beiden Händen nach seinem Herzen, als habe er einen tiefen Stich erhalten, und stieß einen gellenden Schmerzensschrei aus. Sein Kopf sank zurück und er fiel ohnmächtig auf den Divan.

Rodin betrachtete ihn einige Augenblicke mit kalter Ruhe und sprach bei sich, indem er fortging und seinen alten Hut mit dem Ellenbogen rieb:

„Das sitzt fest . . .“

Achtzehntes Kapitel.

Der gute Rath.

Es ist Nacht.

Es hat neun Uhr geschlagen am Abende des Tages, an welchem Fräulein von Cardoville zum ersten Male Dschalma gegenüber gestanden. Florine ist soeben bleich und zitternd mit einem Leuchter in der Hand in ein einfaches aber wohnlich eingerichtetes Schlafzimmer eingetreten.

Dieses Zimmer gehört zu der Wohnung Höckchens in dem Hause Adriennes, befindet sich im Erdgeschoße und hat zwei Eingänge, einen nach dem Garten, den andern nach dem Hofe zü. Von dieser Seite kamen die Personen, die sich an Höckchen wendeten, um Unterstützung zu erhalten. Ein Vorzimmer, in dem man wartet und ein Zimmer, in welchem sie die Gesuche empfängt, sind die, welche Höckchen inne hat, und zu denen nur noch das Schlafgemach gehört, in welches Florine eben ängstlich und so leise eingetreten ist, daß sie den Teppich kaum mit der Spitze ihrer Atlasschuhe

berührt, den Athem an sich hält und auf das geringste Geräusch lauschet.

Nachdem sie den Leuchter auf den Kamin gestellt und sich in dem Zimmer umgesehen hatte, ging sie an ein Mahagoni-Schreibpult, auf dem eine Büchersammlung in einem hübschen Schränkchen stand. Der Schlüssel stak an und Florine untersuchte alle drei Kasten. Sie enthielten verschiedene Unterstützungsgesuche und einige von Höckchens Hand geschriebene Bemerkungen. Das suchte Florine nicht. Ein Regal mit drei Mappen trennt das Schreibpult von dem kleinen Bücherschrank und auch diese Mappen wurden durchsucht. Florine machte eine Geberde des Verdrusses, sah sich um, horchte nochmals gespannt und suchte dann in einer Kommode, ebenfalls vergeblich.

Am Fußende des Bettes befand sich eine kleine Thüre, die zu einem großen Toilettecabinet führte; Florine ging hinein und suchte da zuerst vergeblich in einem großen Schranke, in welchem mehrere schwarze Kleider hingen, welche kürzlich auf Befehl des Fräuleins für Höckchen gefertiget worden waren. Als sie hier unter diesem Schranke, unter einem Mantel versteckt, einen schlechten kleinen Koffer erblickte, riß Florine ihn hastig auf und darin fand sie die ärmlichen Kleidungsstücke, welche Höckchen vor ihrem Eintritte in das reiche Haus getragen hatte, sorgsam zusammengelegt.

Florine erbebte; ein unwillkührliches Gefühl verzerrte ihre Züge, da sie aber bald sich erinnerte, daß sie sich nicht rühren lassen, sondern den unbarmherzigen Befehlen Rodins gehorchen sollte, schloß sie den Koffer und Schrank schnell wieder zu, verließ das Cabinet und gelangte wieder in das Schlafgemach.

Nachdem sie das Schreibpult nochmals durchsucht hatte, kam sie plötzlich auf einen Gedanken. Sie begnügte sich nicht, von neuem in die Mappen zu sehen, sondern zog die ersten Kasten ganz heraus, da sie hoffte, vielleicht das, was sie suchte, dahinter zu finden; aber sie sah nichts. Der zweite Versuch dagegen war glücklicher, sie fand da, was sie gehofft hatte, ein ziemlich dickes Papierheft. Sie erschrak, denn sie hatte etwas anderes erwartet; doch nahm sie das Manuscript, schlug es auf und blätterte rasch darin. Nachdem sie mehrere Seiten überlesen hatte, äußerte sie ihre Zufriedenheit und machte eine Bewegung, um das Heft in die Tasche zu stecken, nach einiger Ueberlegung legte sie es aber wieder dahin, wo sie es gefunden, brachte alles wieder in Ordnung, nahm den Leuchter und verließ das Zimmer, ohne gestört worden zu sein, wie sie es erwartet hatte, da, wie sie wußte, Höckchen auf einige Stunden bei dem Fräulein von Cardoville war.

— — — — — — — — — —

Am Tage nach diesen Nachsuchungen Florines saß Höck-

chen allein in ihrem Schlafzimmer in einem Sessel neben dem Kamine, in dem ein tüchtiges Feuer brannte. Ein dicker Teppich bedeckte den Fußboden; durch die Fenstervorhänge hindurch bemerkte man das Grün des großen Gartens und die tiefe Stille wurde nur durch das regelmäßige Geräusch einer Uhr und durch das Knistern des Feuers unterbrochen.

Höckchen hatte beide Arme auf die Lehnen des Stuhles gestützt und überließ sich dem Gefühle eines Glückes, das sie so vollständig erst empfunden hatte, seit sie in diesem Palaste wohnte. Es lag für sie, die so lange an schmerzliche Entbehrungen gewöhnt gewesen war, ein unaussprechlicher Reiz in der Ruhe ihres friedlichen Aufenthaltes, in der lachenden Ansicht des Gartens und namentlich in dem Bewußtsein, daß sie das Wohlbehagen, dessen sie sich erfreute, der Ergebung und der Energie verdankte, die sie bei so vielen, zum Glück nun beendigten rauhen Prüfungen bewiesen hatte.

Eine bejahrte Frau mit sanftem und gutmüthigem Gesichte, welche auf den ausdrücklichen Willen Adriennes zur Bedienung Höckchens angewiesen worden war, trat ein und sprach:

„Es ist ein junger Mann da, der wegen einer dringenden Angelegenheit sogleich mit Ihnen zu sprechen wünscht; er heißt Agricol Baudoin.“

Bei diesem Namen stieß Höckchen einen leichten Ausruf der Freude und der Ueberraschung aus; sie erröthete etwas, stand auf und eilte nach der Thüre, die nach dem Zimmer führte, in welchem sich Agricol befand.

„Guten Tag, mein gutes Höckchen,“ sagte der Schmied, indem er herzlich das junge Mädchen küßte, deren Wangen unter diesen Bruderküssen glühend errötheten.

„Ach, mein Gott!“ rief sie dann plötzlich aus, indem sie Agricol ängstlich ansah, „die schwarze Binde an der Stirn! Bist Du verwundet?“

„Es ist nichts,“ antwortete der Schmied, „gar nichts; denke nicht daran; ich will Dir sogleich erzählen, wie ich dazu gekommen bin, vorher aber habe ich Dir sehr wichtige Dinge mitzutheilen.“

„So komm in mein Zimmer; wir werden allein sein,“ sagte Höckchen, indem sie Agricol voraus ging.

Trotz der großen Unruhe, die sich in den Zügen Agricols zeigte, mußte er doch vor Freude lächeln, als er in das Zimmer Höckchens trat und sich da umsah.

„Ach, mein armes Höckchen, eine solche Wohnung hätte ich Dir immer gewünscht; ich erkenne daran Fräulein von Cardoville . . Welches Herz und welches Gemüth sie hat! Du weißt es nicht, . . sie hat mir vorgestern geschrieben, um mir für das zu danken, was ich für sie gethan, und mir eine sehr einfache goldene Nadel geschickt, die ich

annehmen könnte, schrieb sie, denn sie hätte keinen andern Werth, als daß sie von ihrer Mutter getragen worden wäre. Wenn Du wüßtest, wie sehr mich dieses zarte Geschenk gerührt hat!"

„Von einem solchen Herzen, wie das ihrige ist, darf Dich nichts wundern," antwortete Höckchen . . „Aber Deine Wunde . . Deine Wunde!"

„Sogleich, mein gutes Höckchen . . Ich habe Dir so viel zu erzählen! Wir wollen bei dem Eiligsten anfangen, denn Du mußt mir in einer sehr wichtigen Sache einen guten Rath geben; Du weißt, ich habe Vertrauen auf Dein vortreffliches Herz und auf Deinen Verstand. Und dann . . möchte ich Dich auch um eine Gefälligkeit bitten, um einen großen Dienst," setzte der Schmied in innigem, fast feierlichem Tone hinzu, der Höckchen in Erstaunen setzte. Dann fuhr er fort: „wir wollen mit dem anfangen, was mich persönlich angeht."

„Sprich schnell."

„Seit meine Mutter mit Gabriel nach der kleinen Landpfarre abgereiset ist, welche er erhalten hat, und seit mein Vater bei dem Herrn Marschall Simon und dessen Töchtern wohnt, habe ich meine Wohnung, wie Du weißt, wie meine Cameraden in dem gemeinschaftlichen Hause bei der Fabrik des Herrn Hardy genommen. Diesen Morgen nun . . ach, ich muß Dir sagen, daß Herr Hardy, nach-

dem er erst von einer langen Reise zurückgekommen ist, sich von neuem auf einige Tage in Geschäften entfernt hat. Diesen Morgen also, zur Frühstückszeit, arbeitete ich noch eine kurze Zeit nach dem letzten Glockenschlage und verließ dann die Fabrikgebäude, um in unsern Speisesaal zu gehen, als ich eine Frau, die aus einem Fiacre gestiegen war, in dem Hofe erscheinen sah. Sie kam schnell auf mich zu; ich bemerkte, daß sie blond, obgleich ihr Schleier halb heruntergeschlagen, daß ihr Gesicht eben so sanft als schön, und daß sie sehr gut gekleidet war. Aber ihre Blässe, ihr unruhiges, erschrockenes Aussehen fielen mir auf und ich fragte sie, was sie wünsche. „Sind Sie einer der Arbeiter in dieser Fabrik?“ fragte sie mich mit bebender Stimme. „Ja, Madame.“ — „Herr Hardy ist also in Gefahr!“ rief sie aus. „Herr Hardy, Madame? Er ist noch nicht in die Fabrik zurückgekehrt.“ — „Wie?“ fuhr sie fort. „Herr Hardy ist gestern Abend nicht zurückgekommen? Er ist nicht durch eine Maschine gefährlich verwundet worden?“ Als sie diese Worte sprach, zitterten die Lippen der armen jungen Dame, und ich sah Thränen aus ihren Augen rollen. — „Gott sei Dank, Madame, das ist ganz falsch,“ antwortete ich, „denn Herr Hardy ist noch gar nicht zurückgekommen; auch soll er erst morgen oder übermorgen zurückkehren.“ — „Sagen Sie wirklich die Wahrheit? Herr Hardy ist noch nicht zurückgekommen? Er ist nicht

verwundet?" fragte die schöne Dame, indem sie ihre Augen trocknete. — „Ich sage Ihnen die Wahrheit, Madame. Wenn Herr Hardy in Gefahr wäre, würde ich nicht so ruhig hier mit Ihnen über ihn sprechen." — „Ach, mein Gott, ich danke Dir!" rief die junge Dame aus; dann dankte sie mir, wie es schien, so erfreut, so gerührt, daß ich ganz ergriffen wurde. Plötzlich aber, als schäme sie sich des Schrittes, den sie gethan, ließ sie ihren Schleier ganz herunter fallen, verließ mich eilig, ging aus dem Hofe hinaus und stieg wieder in den Fiacre, in dem sie gekommen war. Ich dachte bei mir: sie ist wahrscheinlich eine Dame, die Antheil an Herrn Hardy nimmt und durch ein falsches Gerücht beunruhiget worden ist."

„Sie liebt ihn ohne Zweifel," sagte Höckchen bewegt, „und hat in ihrer Angst vielleicht eine Unvorsichtigkeit begangen, als sie sich selbst nach ihm erkundigte."

„Du sprichst die vollkommene Wahrheit. Ich sah sie mit Theilnahme wieder in den Fiacre steigen, denn ihre Unruhe hatte mich angesteckt. Der Fiacre fuhr fort, aber was erblickte ich einige Augenblicke nachher? — Einen Miethwagen, den die junge Dame nicht hatte bemerken können, da er hinter einer Mauerecke hielt. In dem Augenblicke, als dieser umwendet, erkenne ich deutlich, daß ein Mann, der neben dem Kutscher saß, diesem winkte, dem Fiacre nachzufahren."

„Man folgte der armen jungen Dame?" fragte Höckchen besorgt.

„Ohne Zweifel; ich eilte deshalb auch sogleich dem Fiacre nach, holte ihn ein und sagte zu der jungen Dame, indem ich neben dem Schlage herlief: nehmen Sie sich in Acht, es folgt Ihnen ein Wagen."

„Gut, gut, Agricol! Und was antwortete sie Dir?"

„Ich hörte sie aufschreien: „großer Gott!" und zwar in einem herzzerreißenden Tone. Der Fiacre fuhr fort; bald kam der Miethwagen an mir vorüber und ich sah neben dem Kutscher einen großen, dicken, rothen Mann, der, als er mich dem Fiacre nachlaufen sah, wahrscheinlich etwas ahnete, denn er sah mich besorgt an.

„Und wann kommt Herr Hardy an?" fragte Höckchen.

„Morgen oder übermorgen. Nun, gutes Höckchen, rathe mir. Diese junge Dame liebt Herrn Hardy, das ist offenbar. Sie ist ohne Zweifel verheirathet, da sie so verlegen aussah, als sie mit mir sprach, und einen Schreckensschrei ausstieß, als sie erfuhr, daß man ihr folge. Was soll ich thun? Ich hatte Lust, den Vater Simon um Rath zu fragen; aber er ist so streng! Und dann in seinem Alter .. eine Liebesangelegenheit! Während Du, mein gutes Höckchen, mit Deinem so zartfühlenden Herzen es begreifst."

Das junge Mädchen erbebte und lächelte schmerzlich. Agricol bemerkte es nicht und fuhr fort:

„Ich dachte also bei mir: nur Höckchen kann mir da einen guten Rath geben. Soll ich Herrn Hardy, wenn er morgen zurückkommt, das Vorgefallene erzählen oder nicht?“

„Wart' einmal,“ unterbrach ihn Höckchen plötzlich, indem sie ihre Erinnerungen zu sammeln schien; „als ich in das Kloster St. Maria ging, um die Superiorin um Arbeit zu bitten, machte sie mir den Antrag, ich solle in einem Hause tageweise arbeiten und da beobachten, oder.. um es kurz zu sagen, spioniren.“

„Die Elende!“

„Und weißt Du,“ fuhr Höckchen fort, „weißt Du, bei wem ich dies unwürdige Gewerbe treiben sollte? Bei einer Frau von .. Fremont oder Bremont, ich erinnere mich nicht mehr des Namens genau, bei einer außerordentlich frommen Dame, deren Tochter aber, eine erst kürzlich verheirathete Frau, welche ich besonders beobachten sollte, wie mir die Superiorin sagte, zu häufige Besuche von einem Fabrikanten erhalte..“

„Was sagst Du?“ rief Agricol aus; „dieser Fabrikant wäre?“

„Herr Hardy .. ich habe zu viele Gründe, um diesen Namen nicht zu vergessen, den die Superiorin aussprach..

Seit jenem Tage ist so viel geschehen, daß ich diese Sache vergaß .. Es ist also wahrscheinlich, daß jene junge Dame diejenige ist, von welcher man in dem Kloster sprach.''

,,Und welches Interesse hatte die Superiorin des Klosters, sie beobachteten zu lassen?'' fragte der Schmied.

,,Das weiß ich nicht, aber das Interesse, in dem sie handelte, besteht noch immer, wie Du siehst, da die junge Dame wirklich beobachtet wird und in diesem Augenblicke vielleicht angeklagt, entehrt ist. Es ist schrecklich!''

Als Höckchen Agricol heftig zittern sah, setzte sie hinzu: ,,aber was ist Dir?''

,,Und warum nicht?'' sprach der Schmied, der mit sich selbst redete .. ,,Wenn Alles dies von einer Hand ausginge! Die Superiorin eines Klosters kann sich wohl mit einem Abbé verständigen .. Aber dann .. zu welchem Zwecke?''

,,So sprich doch, Agricol,'' fiel Höckchen ein. ,,Und dann, Deine Wunde? Wie hast Du sie erhalten? Ich beschwöre Dich, beruhige mich..''

,,Gerade von meiner Wunde wollte ich mit Dir sprechen, denn je mehr ich darüber nachdenke, um so wahrscheinlicher wird es mir, daß das Abenteuer dieser Dame mit andern Sachen in Verbindung steht..''

,,Was meinst Du?''

,,Denke Dir, daß seit einigen Tagen seltsame Dinge in

der Nähe unserer Fabrik vorkommen. Zuerst erschien, da wir Fastenzeit haben, ein Abbé aus Paris, ein großer schöner Mann, wie man sagt, um in dem kleinen Dorfe Villiers, das nur eine Viertelstunde von der Fabrik entfernt ist, zu predigen. Dieser Abbé fand Mittel, in seiner Predigt Herrn Hardy anzugreifen und zu verleumden.

„Herr Hardy hat ein Reglement in Bezug auf unsere Arbeit und auf unsern Antheil an dem Gewinne, den er uns zukommen läßt, drucken lassen. Diesem Reglement sind mehrere eben so einfache als edle Aussprüche, einige Vorschriften brüderlicher Liebe, die Alle verstehen können, Auszüge aus verschiedenen Philosophen und verschiedenen Religionen angehangen. Aus dem nun, was Herr Hardy von dem Reinsten der verschiedenen religiösen Vorschriften ausgewählt, schloß der Herr Abbé, Herr Hardy habe gar keine Religion, und benutzte dieses Thema, um ihn nicht nur von der Kanzel aus anzugreifen, sondern auch um unsere Fabrik als einen Herd der Sünde, des Verderbens und der Verdammniß zu bezeichnen, weil unsere Cameraden, deren Frauen und Kinder, statt seine Predigten anzuhören oder in das Wirthshaus zu gehen, ihre kleinen Gärten bearbeiten, lesen, im Chor singen oder in unserm gemeinschaftlichen Hause tanzen. Der Abbé sagte sogar, die Nähe eines solchen Haufens von Atheisten — so nannte er uns — könne den Zorn des Himmels auf ein Land ziehen;

man spräche viel von der Cholera, welche näher rücke, und es wäre möglich, daß die ganze Umgegend wegen unserer gottlosen Nähe von diesem Rachegeiste heimgesucht würde."

„Aber wenn man unwissenden Leuten solche Dinge sagt," rief Höckchen aus, „wagt man ja, sie zu verderblichen Handlungen aufzureizen."

„Das eben wollte der Abbé."

„Was sagst Du?"

„Die Bewohner der Umgegend, die wahrscheinlich überdies im Stillen aufgereizt worden sind, zeigen sich feindselig gegen die Fabrikarbeiter; man hat, wenn nicht ihren Haß, so doch ihren Neid zu benutzen gewußt. Ihr Neid darüber, daß wir in Gemeinschaft leben, gute Wohnung, gute Nahrung, gute Kleidung haben, thätig, heiter und arbeitsam sind, wurde durch die Predigten des Abbé und durch die Hetzerei einiger schlechter Menschen gereizt, in denen ich die schlechtesten Arbeiter des Herrn Tripeaud, unseres Concurrenten, erkannt habe. Alle diese Aufreizungen fangen an, ihre Früchte zu tragen; es sind schon ein paar Schlägereien zwischen uns und den Bauern vorgekommen. Bei einer solchen habe ich einen Steinwurf an den Kopf erhalten.."

„Es ist aber wirklich nicht gefährlich, Agricol?" fragte Höckchen besorgt.

„Durchaus nicht, sage ich Dir .. Aber die Feinde des

Herrn Hardy haben sich nicht auf Predigten beschränkt, sondern etwas noch Gefährlicheres in Anwendung gebracht.“

„Was denn?“

„Ich und alle meine Cameraden haben im Juli ehrlich unsere Pflicht gethan, jetzt aber haben wir keine Lust und keine Ursache, wieder zu den Waffen zu greifen. So denken nicht Alle, und wir tadeln Niemanden darum, aber wir haben unsere eigenen Ansichten, und der Vater Simon, der so muthig ist wie sein Sohn und so patriotisch wie irgend Einer, billiget das und steht an unserer Spitze. Seit einigen Tagen findet man nun überall um die Fabrik her, in dem Garten, in den Höfen Druckschriften, in denen man uns sagt: „Ihr seid feige Memmen, Egoisten; weil „der Zufall Euch einen guten Herrn gegeben hat, bleibt „Ihr gleichgiltig bei dem Unglücke Euerer Brüder und bei „den Mitteln, ihnen die Freiheit zu verschaffen; das ma„terielle Wohlsein entnervt Euch.“

„Mein Gott, Agricol, welche entsetzliche Ausdauer im Bösen!“

„Ja, und leider haben diese Intriguen angefangen, einigen Einfluß auf einige unserer jungen Cameraden zu üben; da man sich an den Edelmuth wendete, so fand man ein Echo .. Schon haben sich einige Keime der Zwietracht in unsern Werkstätten entwickelt, in denen bisher brüderliche Ein-

tracht herrschte; man merkt, daß es dumpf gährt; kaltes Mißtrauen ist bei Manchen an die Stelle der sonstigen Herzlichkeit getreten. Wenn ich Dir nun sage, daß ich fast die Gewißheit habe, diese Druckschriften, welche man über die Mauern der Fabrik wirft und welche Uneinigkeit zu erregen anfangen, werden von Abgesandten des Abbé verbreitet, so wirst Du finden, daß, Alles dies mit dem zusammengehalten, was heute der jungen Dame geschah, Herr Hardy seit einiger Zeit zahlreiche Feinde hat.''

,,Ich finde dies gleich Dir entsetzlich, Agricol,'' sagte Höckchen, ,,und es ist so wichtig, daß nur Herr Hardy selbst einen Entschluß darüber fassen kann. Was namentlich den Vorfall mit der jungen Dame betrifft, so halte ich es für Deine Pflicht, daß Du gleich nach der Rückkehr des Herrn Hardy um eine Unterredung mit ihm bittest und ihm, so delicat auch eine solche Mittheilung ist, erzählst, was geschehen ist.''

,,Das eben bringt mich in Verlegenheit .. Meinst Du nicht, daß es aussieht, als wolle ich mich in seine Geheimnisse eindrängen?''

,,Wenn man der jungen Dame nicht gefolgt wäre, würde auch ich Deine Bedenklichkeiten theilen; aber man hat sie belauert, sie ist einer Gefahr ausgesetzt, und ich halte es für Deine Pflicht, Herrn Hardy davon zu benachrichtigen. Angenommen, wie es wahrscheinlich ist, daß

die junge Dame verheirathet ist, so dürfte es um so mehr, aus tausend Gründen, besser sein, Herr Hardy erfährt Alles.“

„Du hast Recht, gutes Höckchen; ich werde Deinem Rathe folgen; Herr Hardy soll Alles erfahren, und nun wir von Andern gesprochen haben, wollen wir von mir sprechen, ja, von mir, denn es handelt sich um etwas, von dem mein Lebensglück abhängen kann,“ setzte der Schmied in ernstem Tone hinzu, welcher Höckchen auffiel.

„Du weißt,“ fuhr Agricol nach kurzem Schweigen fort, „daß ich Dir seit meiner Kindheit nichts verheimlichet, sondern Alles gesagt habe, Alles.“

„Ich weiß es, Agricol, ich weiß es,“ sprach Höckchen, indem sie ihre weiße kleine Hand dem Schmied reichte, der sie herzlich drückte und dann fortfuhr:

„Wenn ich Dir sage, daß ich Dir nichts verborgen habe, so irre ich mich; ich habe Dir immer meine Liebschaften verschwiegen und zwar, weil man wohl einer Schwester Alles sagen kann und es doch Dinge giebt, von denen man mit einem Mädchen, wie Du bist, nicht sprechen darf.“

„Ich danke Dir, Agricol; ich hatte diese .. Zurückhaltung von Deiner Seite bemerkt,“ antwortete Höckchen, indem sie die Augen niederschlug und heldenmüthig den Schmerz, den sie empfand, niederkämpfte; „ich danke Dir das.“

„Aber gerade weil ich mir es zur Regel gemacht hatte,

von meinen Liebschaften nicht mit Dir zu sprechen, dachte ich bei mir: wenn mir einmal etwas Ernsthaftes vorkommt, eine Liebe, bei der ich an's Heirathen denke, dann soll es das gute Höckchen zuerst erfahren, wie man seiner Schwester zuerst das anvertraut, was man dann seinem Vater und seiner Mutter mittheilt."

„Du bist sehr gut, Agricol."

„Nun . . das Ernsthafte ist gekommen; ich bin rasend verliebt und denke an's Heirathen."

Bei diesen Worten war es dem armen Höckchen einen Augenblick, als sei sie gelähmt worden, als stocke ihr Blut und erstarre in ihren Adern; einige Secunden meinte sie, sterben zu müssen, und ihr Herz hörte auf zu schlagen; sie fühlte, daß es, wenn auch nicht zerriß, doch zerschmolz, gleichsam verschwand. Als diese fürchterliche Erschütterung vorüber war, fand das unglückliche Mädchen, wie die Märtyrer, die in der Ueberreizung eines entsetzlichen Schmerzes jene fürchterliche Kraft fanden, mitten in den Qualen zu lächeln, in der Besorgniß, das Geheimniß ihrer lächerlichen Liebe verrathen zu sehen, eine unglaubliche Kraft; sie richtete den Kopf empor, sah den Schmied ruhig an und sprach mit fester Stimme zu ihm:

„Ach, Du liebst ein Mädchen .. ernstlich .."

„Das heißt, mein gutes Höckchen, ich lebe seit vier

Tagen nicht mehr, oder ich lebe vielmehr nur von dieser Liebe.''

,,Erst seit vier Tagen liebst Du?''

,,Nicht länger; aber die Zeit thut nichts zur Sache.''

,,Und . . sie ist hübsch?''

,,Braun . ., eine Nymphengestalt, weiß wie eine Lilie . . zwei blaue großen Augen . . so sanft, so gut, wie die Deinigen.''

,,Du schmeichelst mir, Agricol.''

,,Nein, nein, ich schmeichele meiner Angela — so heißt sie . . Welch' schöner Name! Nicht wahr, gutes Höckchen?''

,,Ein schöner Name,'' wiederholte das arme Mädchen, indem sie in bitterm Schmerz diesen lieblichen Namen mit dem Spitznamen ,,Höckchen'' verglich, den ihr Agricol gab, ohne sich etwas dabei zu denken.

Mit grauenhafter Ruhe fuhr sie dann fort:

,,Angela . . ja, es ist ein lieblicher Name.''

,,Nun, denke Dir, daß dieser Name nicht nur das Bild ihres Gesichts, sondern auch ihres Herzens zu sein scheint. Mit einem Worte, ihr Herz scheint fast, ich glaube es wenigstens, dem Deinigen gleich zu kommen.''

,,Sie hat meine Augen, sie hat mein Herz,'' sprach Höckchen lächelnd; ,,seltsam, wie wir einander gleichen.''

Agricol bemerkte die verzweiflungsvolle Ironie nicht,

welche in diesen Worten Höckchens lag, und er fuhr mit einer eben so aufrichtigen als unerbittlichen Innigkeit fort:

„Glaubst Du, gutes Höckchen, ich würde mich von einer ernsthaften Liebe haben überrumpeln lassen, wenn in dem Charakter, in dem Herzen und in dem Geiste der Geliebten nicht viel von Dir läge?“

„Bruder,“ entgegnete Höckchen lächelnd, denn die Unglückliche hatte den Muth und die Kraft, zu lächeln, „Du bist heute sehr galant . . Und wo hast Du das hübsche Mädchen kennen gelernt?“

„Sie ist die Schwester eines meiner Cameraden; ihre Mutter steht der Wäsche der Arbeiter vor. Sie bedurfte einer Gehilfin, und da man, nach der Gewohnheit der Association, vorzugsweise die Verwandten der Genossen anstellt und aufnimmt, so ließ Frau Bertin, so heißt die Mutter meines Cameraden, ihre Tochter von Lille kommen, wo sie bei einer ihrer Tanten war, und seit fünf Tagen befindet sie sich im Waschhause. Am ersten Abende, als ich sie sah, habe ich drei Stunden mit ihr, ihrer Mutter und ihrem Bruder verplaudert, und am andern Tage fühlte ich die tiefe Wunde in meinem Herzen; am zweiten Tage wurde es noch ärger und jetzt bin ich verliebt wie noch nie, fest entschlossen, zu heirathen, wenn ich Deine Meinung gehört haben werde. Du wunderst Dich darüber, aber es hängt wirklich Alles von Dir ab; ich werde um die Erlaubniß

meines Vaters und meiner Mutter erst bitten, nachdem Du mit mir gesprochen hast.''

,,Ich begreife Dich nicht, Agricol.''

,,Du kennst das unbedingte Vertrauen, das ich zu dem unglaublichen Instinct Deines Herzens habe. Gar oftmals hast Du zu mir gesagt: Agricol, nimm Dich in Acht vor dem, oder liebe den und vertraue jenem. Niemals hast Du Dich geirrt. Siehst Du, jetzt mußt Du mir denselben Dienst erweisen. Du wirst Fräulein von Cardoville um die Erlaubniß bitten, Dich einmal entfernen zu dürfen; ich führe Dich in die Fabrik; ich habe bereits mit Frau Bertin und deren Tochter von Dir wie von meiner lieben Schwester gesprochen, und nach dem Eindrucke, den Angela auf Dich macht, werde ich mich erklären oder nicht. Es ist, wenn Du willst, eine Kinderei, ein Aberglaube von mir, aber ich bin nun einmal so . .''

,,Es sei,'' antwortete Höckchen mit Heldenmuthe; ,,ich will Angela sehen und Dir sagen, was ich von ihr denke — aufrichtig natürlich.''

,,Das weiß ich . . Und wann wirst Du kommen?''

,,Ich muß erst Fräulein von Cardoville fragen, an welchem Tage sie meiner nicht bedarf; ich werde Dir es anzeigen.''

,,Ich danke Dir, mein gutes Höckchen,'' sprach Agricol

mit Innigkeit; dann setzte er lächelnd hinzu: „nimm aber Dein bestes Urtheil, Deinen Sonntagsverstand.“

„Scherze nicht, Bruder,“ entgegnete Höckchen mit sanfter gebrochener Stimme; „es ist eine wichtige Sache, da es sich um Dein ganzes Lebensglück handelt.“

In diesem Augenblicke wurde leise an die Thüre geklopft.

„Herein!“ rief Höckchen.

Florine erschien.

„Das Fräulein bittet Sie, zu ihr zu kommen, wenn Sie nicht beschäftiget sind,“ sagte Florine zu Höckchen.

Diese stand auf und sagte zu dem Schmied:

„Willst Du einen Augenblick warten, Agricol? Ich will Fräulein von Cardoville fragen, welchen Tag ich kommen kann, und Dir es sagen.“

Mit diesen Worten ging sie fort und ließ Florine mit Agricol allein.

„Ich hätte gern heute dem Fräulein von Cardoville gedankt,“ sagte Agricol, „aber ich fürchte zudringlich zu sein.“

„Das Fräulein ist etwas unwohl,“ antwortete Florine, „und sie empfängt Niemanden, aber ich bin überzeugt, daß sie Sie mit Vergnügen sehen wird, sobald es wieder besser mit ihr geht.“

Eben kam Höckchen zurück und sagte zu Agricol:

„Wenn Du mich morgen um drei Uhr abholen willst, damit Du nicht den ganzen Tag einbüßest, wollen wir in

die Fabrik gehen und Du begleitest mich dann Abends zurück."

„Morgen um drei Uhr also, gutes Höckchen."

„Morgen um drei Uhr, Agricol."

— — — — — — — — — —

Am Abende desselben Tages, als Alles in dem Hause still und ruhig war, ging Höckchen, die bis zehn Uhr bei Fräulein von Cardoville geblieben, wieder in ihr Schlafzimmer, verschloß die Thüre desselben, sank, als sie sich so endlich frei und zwanglos sah, vor einem Sessel auf die Knie und ließ ihren Thränen freien Lauf.

Sie weinte lange, sehr lange.

Als endlich ihre Thränen erschöpft waren, trocknete sie die Augen, trat an ihr Schreibpult, nahm die Mappe und aus dem Versteck das Manuscript, in welchem Florine am Abende vorher geblättert hatte, und schrieb einen Theil der Nacht hindurch darin.

Ende des funfzehnten Theils.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Der ewige Jude

Bd.: 15

Leipzig 1845

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.1484(13/16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091176-6